

# AMNESTY

MAGAZIN DER MENSCHENRECHTE

Nr. 91  
August 2017

**IM VISIER DER MACHT:  
WIE MUTIGE MENSCHEN  
UNSERE RECHTE VERTEIDIGEN**

**UGANDA**  
Integration statt Obergrenze

**PAZIFIK**  
Kampf um den Meeresgrund

**AMNESTY  
INTERNATIONAL**



# KONZERNVERANTWORTUNGSINITIATIVE: WIR BRAUCHEN SIE!

**AMNESTY  
INTERNATIONAL**



© Amnesty International

Mit 120 000 Unterschriften fordert die «Kovi», dass Schweizer Multis verbindliche Regeln für die Einhaltung der Menschenrechte beachten. Jetzt braucht es Ihre Unterstützung für die Abstimmungskampagne, um die Initiative auch in Ihrer Region bekannt zu machen.



**Machen Sie mit!**  
**Schreiben Sie sich ein unter [www.amnesty.ch/konzerne](http://www.amnesty.ch/konzerne)**



## DER KAMPF FÜR DIE MENSCHENRECHTE KENNT KEINE PAUSEN!

**AMNESTY  
INTERNATIONAL**



Unterstützen Sie  
Amnesty International  
mit einer regelmässigen Spende.

**WWW.AMNESTY.CH**

© Amnesty International

**Titelbild**

Demonstration für mehr Demokratie in Santiago de Chile am Jahrestag des Putsches gegen Allende am 11. September 2016  
© REUTERS/Carlos Vera

— **AKTUELL**

- 4 **Good News**
- 6 **Aktuell im Bild**
- 7 **Nachrichten**
- 9 **Brennpunkt**  
In eigener Sache

— **DOSSIER**

Im Visier der Macht:  
Wie mutige Menschen  
unsere Rechte verteidigen



- 10 **Mut in gefährlichen Zeiten**
- 12 **Unter Druck**  
Der Kampf um die Zivilgesellschaft.
- 16 **Im Auftrag der Bäume**  
Wie ein Umweltaktivist der Gewalt trotzt.
- 18 **«Anfangs lachten sich mich aus»**  
Der ungewöhnliche Lebensweg  
der Nobelpreisträgerin Tawakkol Karman.
- 20 **«Der Bewegung ein Gesicht geben»**  
Der gefährliche Einsatz für Schwule und  
Lesben im Senegal.
- 21 **Die Quereinsteigerin**  
Von der Dorflehrerin zur Frauenrechtlerin.

- 22 **«Sie behandeln uns wie Agenten»**  
Wie Israels Regierung Menschenrechtsarbeit  
stigmatisiert.
- 24 **Mit Beharrlichkeit zum Ziel**  
Was Menschen motiviert, für Demokratie und  
Menschenrechte zu kämpfen.

— **T H E M A**

- 26 **Uganda**  
**Gekommen, um zu bleiben**



Im Norden Ugandas entsteht das grösste Flüchtlingslager der Welt. Die Regierung will die Geflüchteten integrieren.

- 30 **Papua-Neuguinea**  
**Kampf gegen Kraken**
- 32 **Schweiz**  
**Im Namen von Dublin**
- 34 **USA**  
**Flucht ins Private**

— **KULTUR**

- 37 **Buch**  
**Mission Mittelmeer**
- 38 **Film**  
**Flüchtige Momente des Glücks**

— **CARTE BLANCHE**

- 39 **Peter Duggeli**  
**Wenn vieles untergeht...**

**Impressum:** «AMNESTY», Magazin der Menschenrechte, Nr. 91, August 2017. **Verantwortliche Redaktion:** Hannah El-Hitami (heh), Manuela Reimann Graf (mre, verantwortliche Redaktorin), Ramin Nowzad (rno, verantwortlicher Redaktor). **MitarbeiterInnen dieser Nummer:** Nadia Boehlen, Kiné Fatim Diop, Peter Duggeli, Kirsten Milhahn, Daniel Rössler, Amandine Thévenon, Wolf-Dieter Vogel. **Korrektorat:** Korrektorat Vogt, Bern. **Gestaltung:** www.muellerluetolf.ch. **Druck:** Stämpfli AG, Bern. **Die Mitgliederzeitschrift «AMNESTY»** erscheint viermal jährlich in Deutsch und Französisch. **Redaktionsschluss der nächsten Nummer:** 20. Oktober 2017. **Distribution:** «AMNESTY, Magazin der Menschenrechte» erhalten alle, die die Schweizer Sektion von Amnesty International mit mindestens 30 Franken jährlich unterstützen. Über die Veröffentlichung von Fremdbeiträgen entscheidet die Redaktion. Alle Rechte vorbehalten. © Amnesty International, Schweizer Sektion. **Spendenkonto:** Amnesty International, Schweizer Sektion, 3001 Bern (PC 30-3417-8). **Redaktionsadresse:** Magazin «AMNESTY», Redaktion, Postfach, 3001 Bern. Tel.: 031 307 22 22, E-Mail: info@amnesty.ch. **Auflage:** 89'000 (dt.).

www.amnesty.ch  facebook.com/amnesty.schweiz  twitter.com/amnesty\_schweiz International: www.amnesty.org



Juli 2016, wir befinden uns im Endspurt der Arbeit an der August-Nummer des Magazins. Schwerpunkt: Türkei. Da überrascht uns der Putschversuch in der Türkei und bringt unsere redaktionellen Prozesse ziemlich

durcheinander. Ein Jahr später, bei der Arbeit an der August-Ausgabe 2017, erneute Hiobsbotschaften aus demselben Land: Der Präsident und die Direktorin der türkischen Sektion von Amnesty, Taner Kılıç und Idil Eser, sind beide festgenommen worden. Seit dem Putschversuch haben sich die Repressionen gegen MenschenrechtsverteidigerInnen in der Türkei massiv verschärft. Nun richten sie sich also auch direkt gegen Amnesty.

Diese Festnahmen zeigen, wie schnell selbst VertreterInnen grosser Menschenrechtsorganisationen in Gefahr geraten. Die Ereignisse gehen einher mit erstarrenden politischen Strömungen, die Menschenrechte grundsätzlich in Frage stellen. Zunehmend wird der Raum für Menschenrechtsarbeit auch in demokratischen Staaten enger: Es werden Gesetze verabschiedet, die das Recht auf freie Meinungsäusserung einschränken. Folter und Massenüberwachung werden für legitim erklärt. Flüchtlingsrechte kommen unter die Räder.

MenschenrechtsverteidigerInnen und ihrem notwendigen Schutz widmet Amnesty International die Kampagne «BRAVE», die uns die nächsten zwei Jahre begleiten wird. Im Dossier dieses Magazins stellen wir Ihnen einige dieser «Mutigen» vor, die sich unerschütterlich für die Menschenrechte engagieren.

Manuela Reimann Graf, verantwortliche Redaktorin

# GOOD

© privat



Chelsea Manning startet selbstbewusst in ihr neues Leben.

## Gay Pride statt Gefängnis

USA – Zehntausende Menschen sind am 26. Juni 2017 in New York auf die Strasse gegangen, um für die Rechte von Schwulen und Lesben, Bisexuellen, Transgendern und Intersexuellen zu demonstrieren. Mit dabei war auch Chelsea Manning. «Ich habe fast meine Stimme verloren, weil ich so viel geschrien habe», sagte sie nach der Demo. Die Whistleblowerin war nur einen Monat zuvor aus der Haft entlassen worden. Sieben Jahre sass Manning im Gefängnis, davon lange in Isolationshaft. Mehrere

Male versuchte sie sich das Leben zu nehmen. Chelsea Manning hatte 2010 während ihres Militärdienstes in den USA Tausende Dokumente an die Enthüllungsplattform WikiLeaks weitergegeben und so eine Debatte über US-Kriegsverbrechen in Afghanistan und im Irak ausgelöst. Manning wurde wegen der Enthüllungen zu 35 Jahren Gefängnis verurteilt. Amnesty International hatte jahrelang für ihre Freilassung gekämpft. Barack Obama erliess schliesslich kurz vor Ende seiner Amtszeit den Rest ihrer Haftstrafe. Die Ex-Soldatin war als Bradley Manning zur Welt gekommen. Während ihrer Haft hatte sie sich zu einer Geschlechtsumwandlung entschlossen.

## Todesstrafe abgeschafft

MONGOLEI – Nun ist es offiziell: In der Mongolei werden keine Menschen mehr hingerichtet. Das neue Strafgesetzbuch, das am 1. Juli in Kraft getreten ist, hat die Todesstrafe für alle Verbrechen abgeschafft. Bereits Ende 2015 hatte das Parlament dem neuen Strafgesetzbuch zugestimmt. Die letzte Hinrichtung in der Mongolei fand im Jahr 2008 statt, zwei Jahre später hatte Präsident Tsakhiagiin Elbegdorj alle bestehenden Todesurteile in Haftstrafen umgewandelt und einen Hinrichtungsstopp verkündet. Die Amnesty-Sektion in der Mongolei hat seit 1994 für die Abschaffung der Todesstrafe gekämpft.

Langer Atem: Schon 2008 protestierten diese Amnesty-Mitglieder in Ulan Bator gegen die Todesstrafe.

© Amnesty International Mongolia



# D N E W S

## Online-Aktivist in Freiheit

**MALEDIVEN** – Der Online-Aktivist **Thayyib Shaheem** ist am 17. April nach einem Monat Haft aus dem Inselgefängnis Dhoonidhoo freigelassen worden – jedoch unter der Auflage, dass er die Regierung nicht mehr in sozialen Netzwerken kritisiert. Zudem wurde ein 60-tägiges Ausreiseverbot gegen ihn verhängt. Shaheem war am 16. März festgenommen worden, angeblich weil er durch seine Posts über den Ausbruch der Schweingerippe auf den Maledi-



© privat  
**Thayyib Shaheem**

Anhänger der Oppositionspartei MDP hatte kurz vor seiner Festnahme ein umstrittenes Erschliessungsprojekt des maledivischen Nord-Nilandhe-Atolls unter Beteiligung Saudi-Arabiens kritisiert.

## Menschenrechtsinstitution in der Schweiz

**SCHWEIZ** – Es hatte lange gedauert: Der Schweizer Bundesrat hat im Juni die Schaffung einer «Nationalen Menschenrechtsinstitution» auf den Weg gebracht. Mit diesem Schritt erfüllt die Schweiz endlich eine alte Forderung der Vereinten Nationen: Laut den «Pariser Prinzipien» aus dem Jahr 1993 sollen nationale Institutionen geschaffen werden, um die Menschenrechte zu schützen und zu fördern. «Die Zivilgesellschaft wartet seit über 15 Jahren auf eine nationale Menschenrechtsinstitution», erklärt Alain Bovard, Verantwortlicher für Menschenrechtspolitik bei der

Schweizer Sektion von Amnesty International. Amnesty Schweiz wolle die neue Institution jedoch genau im Auge behalten, um si-

cherzugehen, dass sie wirklich von der Regierung unabhängig und mit genügend Ressourcen ausgestattet ist.

## Immerhin Hausarrest

**VENEZUELA** – Der prominente Oppositionsführer Leopoldo López ist Anfang Juli aus dem Ramo-Verde-Gefängnis in Venezuela entlassen worden, wo er seit 2015 inhaftiert war. Er soll seine 13 Jahre und neun Monate lange Haftstrafe im Hausarrest fortsetzen. Derweil dauern die regierungskritischen Proteste im Land weiter an. Rund 100 Menschen sind seit Anfang April bei Demonstrationen getötet worden.



© Zigueroa (CC BY-SA 3.0)

© Amnesty International  
**Oppositionsführer Leopoldo López, 2012.**

## Jesidische Frauen in Sicherheit

**DEUTSCHLAND** – Mehr als ein Jahr hingen sie in einem griechischen Flüchtlingscamp fest. Nun durften die drei Frauen Kurtey, Karmey und Bahar endlich mit ihren Familien nach Deutschland ausreisen. Die drei Frauen gehören der religiösen Minderheit der Jesiden an. Im Jahr 2014 waren sie vor den Kämpfern des «Islamischen Staats» aus dem Nordirak geflüchtet. Die Dschihadisten hatten dort Tausende jesidische Frauen und Mädchen als Sexsklavinnen verschleppt.



© Amnesty International  
**Warten auf Zukunft:** Jesidische Frauen im griechischen Flüchtlingscamp.

## IN KÜRZE

**SCHWEIZ** – In einem neuen Asylverfahren muss die Schweiz prüfen, ob der verpflichtende Militärdienst in Eritrea Zwangsarbeit gleichkommt. Ein 26-jähriger Eritreer hatte gegen seine Rückschiebung geklagt und darf bis Ende des Verfahrens vorerst in der Schweiz bleiben. Der Militärdienst in Eritrea dauert 18 Monate und gilt für Frauen und Männer zwischen 18 und 48 Jahren. Wer den Dienst verweigert, wird als Landesverräter betrachtet und eingesperrt, gefoltert oder getötet.

**RUSSLAND** – Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat das sogenannte Schwulenpropaganda-Gesetz in Russland für diskriminierend erklärt. Das Gesetz verbietet es, sich in Anwesenheit von Minderjährigen positiv über Homosexualität zu äussern. Die Strassburger Richter urteilten, dass das Gesetz die Schwulenfeindlichkeit in Russland gefördert habe und mit den Werten einer demokratischen Gesellschaft unvereinbar sei.

**KUBA** – Die Geschwister und MenschenrechtsverteidigerInnen Anairis Miranda Leyva, Adairis Miranda Leyva und Fidel Manuel Batista Leyva haben ihren Hungerstreik beendet. Die kubanischen Behörden hatten ihrer Mutter zuvor schriftlich zugesichert, dass ihre Kinder nicht wieder inhaftiert werden. Die Geschwister hatten den Hungerstreik am 8. Juni begonnen, weil die Behörden ihnen nach ihrer Freilassung aus dem Gefängnis gedroht hatten, sie erneut zu inhaftieren.



© Reuters/Fabrizio Bensch

**DEUTSCHLAND** – Jubel vor dem Brandenburger Tor: Schwule und lesbische Paare dürfen nun auch in Deutschland heiraten. Der Bundestag hat am 30. Juni die «Ehe für alle» mit grosser Mehrheit beschlossen. Rechtlich waren gleichgeschlechtliche Paare bereits vor der Abstimmung heterosexuellen Paaren weitestgehend gleichgestellt. Nun haben sie auch das Recht, Kinder zu adoptieren. Zwei Wochen nach der Abstimmung in Deutschland hat auch das mehrheitlich katholische Malta die gleichgeschlechtliche Ehe legalisiert. Weltweit haben inzwischen rund 20 Länder die Ehe für alle eingeführt, darunter 14 EU-Staaten. Die Niederlande hatten im Jahr 2001 den Anfang gemacht.



Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo und seine Frau Liu Xia, 2001.

### Tod einer Ikone

**CHINA** – Sein gewaltloser Kampf für Demokratie und Menschenrechte brachte ihm den Friedensnobelpreis ein – und jahrelange Haft in Isolation: Der chinesische Dissident Liu Xiaobo ist am 13. Juli im Alter von 61 Jahren gestorben. Er litt an Leberkrebs im Endstadium. Chinas Regierung verwehrte ihm bis zuletzt, sich im Ausland behandeln zu lassen. «Wir trauern um einen Mann von scharfem Intellekt, von Prinzipien und vor allem von tiefer Menschlichkeit», sagte Amnesty-Generalsekretär Salil Shetty. «Jahrzehntelang kämpfte er unermüdlich für Menschenrechte und grundlegende Freiheiten in China. Davon liess er sich trotz rücksichtsloser und oft brutaler Repression seitens der chinesischen Regierung nicht abhalten.» Liu Xiaobo war 2009 wegen «Anstiftung zur Untergrabung der Staatsgewalt» zu elf Jahren Haft verurteilt worden. Todkrank wurde er Ende Juni ins Krankenhaus verlegt. Seine Frau Liu Xia hatte während seiner gesamten Haftzeit unter Hausarrest gestanden. «Auch wenn uns Liu Xiaobo verlassen hat: Alles, wofür er sich einsetzte, lebt weiter», so Salil Shetty. «Den grössten Respekt können wir ihm zollen, indem wir seinen Kampf für die Menschenrechte in China fortsetzen, auf der Basis der grossen Hinterlassenschaft, die von ihm bleibt. Durch Liu Xiaobo liessen sich in China und auf der ganzen Welt Millionen von Menschen dazu inspirieren, sich trotz Widerstand und Unterdrückung für Freiheit und Gerechtigkeit einzusetzen.»

### Bombengeschäfte

**USA/SAUDI-ARABIEN** – Es ist ein gigantischer Waffendeal: Bei einem Treffen mit dem saudischen König Salman in Riad im Mai hat US-Präsident Donald Trump Absichtserklärungen für

Rüstungsverträge in Höhe von 110 Milliarden US-Dollar unterzeichnet. Die US-Sektion von Amnesty International hatte zuletzt ein Waffenembargo gegen Saudi-Arabien gefordert, da die saudische Luftwaffe im Jemen

für mutmassliche Kriegsverbrechen verantwortlich ist. Seit Beginn des Kriegs im März 2015 sind mehr als 10000 Menschen getötet und drei Millionen vertrieben worden.

### Haft für Kritik

**PHILIPPINEN** – Wer widerspricht, soll ins Gefängnis: Der philippinische Präsident Rodrigo Duterte hat seinen Bürgerinnen und Bürgern mit Haftstrafen gedroht, wenn sie das Kriegsrecht kritisieren. Der umstrittene Staatschef hatte Ende Mai in der südlichen

Region Mindanao das Kriegsrecht verhängt, weil dort Dschihadisten gegen Regierungstruppen kämpfen. Die Opposition wirft Duterte vor, mit dem Kriegsrecht gegen die Verfassung zu verstossen. Seit Dutertes Amtsantritt im Juli 2016 ist es auf den Philippinen zu zahlreichen Menschenrechtsverletzungen seitens der Regierung gekommen. Im «Anti-Drogen-Kampf» wurden Tausende Menschen im Auftrag der Polizei ermordet, eine Wiedereinführung der Todesstrafe für Drogendelikte ist geplant.

### Amnesty leistet Widerstand

**UNGARN** – Die ungarische Amnesty-Sektion wird sich nicht an das umstrittene NGO-Gesetz halten, welches die Nationalversammlung Ende Juni verabschiedet hat. Das Gesetz schreibt vor, dass sich alle NGOs, die mindestens 24000 Euro jährlich aus dem Ausland erhalten, bei Gericht registrieren lassen müssen. Die NGOs müssen ihre Einnahmen offenlegen und sich in allen Publikationen als «Organisation, die Unterstützung aus dem Ausland erhält» kennzeichnen. Mit dem Gesetz versucht die ungarische Regierung, Stimmung gegen zivilgesellschaftliche Organisationen zu machen. Das Gesetz suggeriert, dass die betroffenen NGOs «ausländischen Interessen» dienen und dies die Souveränität und die nationale Sicherheit Ungarns gefährden könnte.



Lassen sich nicht registrieren: Amnesty-AktivistInnen demonstrieren im April gegen das NGO-Gesetz.

## Bürgerrechte adieu

**FRANKREICH** – Seit rund eineinhalb Jahren herrscht in Frankreich der Ausnahmezustand – offiziell, um den Terror zu bekämpfen. Doch die Behörden missbrauchen ihn immer wieder, um friedliche Proteste zu unterdrücken, wie Amnesty International in einem neuen Bericht dokumentiert. Unter dem Deckmantel des «Kampfs gegen Terror» haben die Behörden die Versammlungsfreiheit und die Bewegungsfreiheit stark beschnitten: Hunderte Demonstrationen wurden verboten und die Polizei geht immer wieder mit unverhältnismässiger Gewalt gegen friedlich Protestierende vor. Den Ausnahmezustand hatte Ex-Präsident François Hollande nach den Terroranschlägen in Paris im November 2015 verhängt und ihn bis zum Ende seiner Amtszeit fünfmal verlängert. Die Regierung Emmanuel Macrons hat eine sechste Verlängerung beschlossen, will den Notstand aber im Herbst beenden.



© Philippe Wojazer/Reuters

**Ewiger Ausnahmezustand** seit den Terroranschlägen 2015.

## Keine Gnade

**JAPAN** – Erneut hat Japan zwei Todesurteile vollstreckt: Trotz internationaler Kritik liessen die Behörden Mitte Juli die beiden verurteilten Mörder Masakatsu

Nishikawa und Koichi Sumida hängen. Japan, die drittgrösste Wirtschaftsnation der Welt, hält neben den USA als einzige demokratische Industrienation an der Todesstrafe fest. Eine grosse

Mehrheit der Bevölkerung unterstützt die Praxis. Die Todesstrafe ist immer unmenschlich, doch in Japan ist sie besonders grausam: Todeskandidaten müssen teils Jahrzehnte in Isolationshaft auf ihre Hinrichtung warten. Jeder Morgen könnte der letzte sein,

denn der Zeitpunkt der Hinrichtung wird den Verurteilten erst wenige Stunden vorher verraten. Seit dem Amtsantritt des konservativen Ministerpräsidenten Shinzo Abe vor viereinhalb Jahren wurden in Japan 19 Menschen hingerichtet.

## Blutiger Sieg

**IRAK** – Die nordirakische Metropole Mossul ist vom «Islamischen Staat» (IS) befreit. Doch bei der Rückeroberung ist es zu schweren Menschenrechtsverletzungen gekommen, wie Recherchen von Amnesty International belegen. Nicht nur der «Islamische Staat», sondern auch irakische Regierungstruppen und Einheiten der US-geführten Koalition haben der Zivilbevölkerung grosses Leid zugefügt. Mehr als 400 Zivilistinnen und Zivilisten sind allein zwischen Januar und Mai 2017 bei den Kämpfen getötet worden. Amnesty dokumentiert, dass Kämpfer des «Islamischen Staats» Zivilpersonen als «menschliche Schutzschilde» missbraucht haben. Die Dschihadisten haben zudem Hunderte Menschen getötet, die vor den Kämpfen fliehen wollten. Der US-geführten Koalition wirft Amnesty vor, ohne Rücksicht auf Zivilpersonen gegen den IS vorgegangen zu sein: Im Stadtgebiet wurden unpräzise Waffen eingesetzt, die nach internationalem Recht in bevölkerungsreichen Gegenden verboten sind. Amnesty fordert die Einrichtung einer unabhängigen Kommission, um mögliche Verstösse gegen das Völkerrecht zu untersuchen.



© Amnesty International

**«Menschliche Schutzschilde»:** Auf der Flucht vor den Bomben in Mossul.

## JETZT ONLINE

■ **Fenster nach Syrien:** Amnesty hat ein syrisches Wohnzimmer nachgebaut, um in Schweizer Fussgängerzonen und Einkaufszentren den Alltag in Syrien zu veranschaulichen. Wie das funktioniert, sehen Sie im Video.

■ **Menschenrechte in drei Minuten:** Menschenrechte – was ist das eigentlich? Amnesty hat ein Video produziert, um es Kindern und Jugendlichen zu erklären, klar und einfach.

Zu finden auf [www.amnesty.ch/magazin-august17](http://www.amnesty.ch/magazin-august17)

# IN EIGENER SACHE



© Christophe Meireis

**Freiheit für İdil und Taner:**  
Demonstration vor der türkischen  
Botschaft in Paris.

19 Jahre ist es her, dass Amnesty International die türkische Regierung aufforderte, den damaligen Bürgermeister von Istanbul freizulassen. «Er war festgenommen worden, weil er bei einer Demonstration ein Gedicht vorgelesen hatte», sagt Amnesty-Generalsekretär Salil Shetty. «Amnesty betrachtete ihn als gewaltlosen politischen Gefangenen und startete eine internationale Kampagne für ihn. Sein Name war Recep Tayyip Erdoğan.»

Heute sitzt Erdoğan nicht mehr im Gefängnis, sondern im türkischen Präsidentenpalast. Und Amnesty appelliert nicht mehr für, sondern an ihn: Hunderte Aktivistinnen, Anwälte und Journalistinnen wurden in den vergangenen Monaten festge-

nommen – nun traf es auch Amnesty International. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschenrechtsorganisation sitzen sowohl der Vorstandsvorsitzende als auch die Generalsekretärin eines Landes in Haft.

Zunächst traf es Taner Kılıç: Am 6. Juni wurde der türkische Anwalt und Vorstandsvorsitzende der türkischen Amnesty-Sektion festgenommen. Die Behörden werfen ihm vor, Mitglied der Gülen-Bewegung zu sein, die von den türkischen Behörden als terroristische Organisation eingestuft wird. Als «Beweis» dient lediglich der Vorwurf, dass Kılıç die unter Gülen-AnhängerInnen angeblich verbreitete Messenger-App Bylock verwendet haben soll. Kılıç bestreitet, jemals von der App gehört zu haben, und weist unabhängig davon jegliche Verbindung zur Gülen-Bewegung von sich.

Einen Monat nach Taner Kılıçs Festnahme folgte der nächste Schlag: Die Generalsekretärin der türkischen Amnesty-Sektion, İdil Eser, wurde ebenfalls inhaftiert. Auch ihre Verhaftung wurde – wie die vieler weiterer JournalistInnen und RegierungskritikerInnen – mit dem Vorwurf begründet, dass sie eine «terroristische Organisation» unterstütze. Sicherheitskräfte nahmen İdil Eser am 5. Juli auf der Insel Büyükdada nahe Istanbul fest, wo sie einen

Workshop zur digitalen Sicherheit besuchte. Mit ihr wurden acht weitere türkische MenschenrechtsverteidigerInnen sowie zwei ausländische Referenten festgenommen. Die Behörden hielten den Aufenthaltsort der Gefangenen zunächst geheim und erlaubten ihnen erst nach 28 Stunden, Kontakt zu Familien und Rechtsbeiständen aufzunehmen. «Ich habe vor einem Jahr angefangen, für Amnesty International als Generalsekretärin zu arbeiten», schreibt İdil Eser in einem kurzen Statement, das ihr Anwalt nach ihrer Inhaftierung veröffentlichte. «Ich hatte mich für diesen Job entschieden, weil ich aus der Geschichte weiss, was mit Ländern passiert, in denen die Menschenrechte nicht respektiert werden, und weil ich daran glaube, dass Menschenrechtsarbeit wichtig ist. Um ehrlich zu sein, ich kämpfte dagegen, dass irgendjemand solche juristischen Absurditäten durchlaufen muss, wie ich sie gerade erlebe.»

Dennoch bleibt sie optimistisch: «Ich glaube daran, dass die Wolken, welche die Wahrheit verdecken, sich lüften werden. Gerechtigkeit wird herrschen und ich werde meine Arbeit genau dort wieder aufnehmen können, wo ich aufgehört habe.»

Hannah El-Hitami



**D**er Kampf für eine gerechtere Welt ist gefährlicher geworden. Weltweit gehen Regierungen, Konzerne und bewaffnete Banden gegen Menschenrechtsverteidiger vor – mit restriktiven Gesetzen oder nackter Gewalt. Wer Menschenrechte schützt, braucht immer häufiger selber Schutz. Was motiviert Menschen, sich trotzdem einzusetzen?



**Mut in  
gefährlichen  
Zeiten**



© REUTERS/Jonathan Bachman

## Unter Druck

**Ob in Putins Russland oder in Erdoğan's Türkei:  
Der Kampf für Menschenrechte ist weltweit gefährlicher  
geworden. Selbst in westlichen Demokratien geraten  
Aktivistinnen und Aktivisten vermehrt ins Visier  
der Mächtigen.** Von Ramin Nowzad

**D**ass wir Ungläubige nicht auf Marktplätzen verbrennen und Lesben nicht ins Zuchthaus stecken, mag uns heute so selbstverständlich erscheinen wie die Luft zum Atmen. Doch wir leiden unter historischer Kurzsichtigkeit: Unsere Rechte und Freiheiten genießen wir, weil Menschen über Jahrhunderte hinweg dafür gekämpft haben, viele unter Einsatz ihres Lebens. Menschenrechte fallen nicht vom Himmel, sondern müssen hier auf Erden erstritten und verteidigt werden.

Dieser Kampf ist neuerdings wieder gefährlicher geworden. Mindestens 281 Menschen wurden im vergangenen Jahr getötet, weil sie für eine humanere Welt eingetreten sind. Mehr als 3500 waren es in den vergangenen 20 Jahren. Die Opfer waren Journalistinnen und Whistleblower, Bäuerinnen und Ärzte, Umweltaktivistinnen, Gewerkschafter oder einfach engagierte Bürgerinnen und Bürger. Die Mehrheit

**Exzessive Gewalt.** US-Polizisten überwältigen einen Demonstranten in Baton Rouge, Louisiana.

der Täterinnen und Täter wurde nie zur Verantwortung gezogen. Wer Menschenrechte schützt, braucht immer häufiger selbst Schutz.

«Das Recht, sich für Menschenrechte einzusetzen, steht weltweit unter Beschuss», sagt Salil Shetty, Generalsekretär von Amnesty International. In Russland, China oder Ägypten gehen die Regierungen gegen die Zivilgesellschaft vor, als sei der Einsatz für die Menschenrechte ein Kapitalverbrechen. In 94 Staaten wurden im vergangenen Jahr Aktivistinnen und Aktivisten bedroht oder angegriffen, in 68 Ländern wegen ihrer friedlichen Arbeit festgenommen.

**Globale Gegenoffensive** | Es ist noch nicht lange her, da schienen die Menschenrechte weltweit zu triumphieren. Im Jahr 1989 fiel die Berliner Mauer und friedliche Proteste zwangen das sowjetische Weltreich in die Knie. Viele glaubten damals an den Anbruch eines goldenen Zeitalters: Friede, Freiheit und Demokratie für alle.

Von diesem Optimismus ist nicht mehr viel übrig geblieben. Putin und Erdoğan entpuppten sich als lupenreine Autokraten. Der demokratische Aufbruch in der arabischen Welt endete in Blut und Tränen. Und selbst in den USA und Indien, den beiden grössten Demokratien der Welt, scheint die offene Gesellschaft plötzlich wieder in Gefahr.

Wir erleben einen globalen Rollback: Weltweit haben Regierungen in den vergangenen Jahren hart erkämpfte demokratische Freiräume wieder eingeschränkt und Gesetze erlassen, die den Kampf für Menschenrechte schwieriger und gefährlicher machen. Die Mächtigen ersticken friedliche Proteste mit Waffengewalt, verbieten Zeitungen und Gewerkschaften, lassen Menschenrechtsverteidigerinnen entführen, foltern oder hinrichten und diffamieren friedliche Aktivisten als «Agenten», «Vaterlandsverräter» oder «Terroristen».

Insbesondere das Recht auf Versammlungsfreiheit ist derzeit weltweit bedroht. Sechs Jahre ist es her, dass in den arabischen Staaten Millionen Menschen für Brot, Freiheit und Gerechtigkeit auf die Strassen zogen. In Tunesien, Ägypten und Libyen stürzte das Volk im Eiltempo ihre Despoten. Der Arabische Frühling erschreckte Diktatoren weltweit und führte zu einer globalen Gegenoffensive: In vielen autokratisch regierten Ländern wurde das Recht, friedliche Proteste abzuhalten, seither massiv eingeschränkt.

Aber selbst in demokratischen Staaten ist das Demonstrationsrecht in Gefahr: In Südkorea ist die Versammlungsfrei-

heit ein verbrieftes Grundrecht, trotzdem werden dort friedliche Proteste routinemässig mit exzessiver Gewalt aufgelöst. Mehr als 80 Prozent aller Demonstrationsanträge lehnen die Behörden bereits im Vorhinein ab. Und auch in den USA setzen Sicherheitskräfte immer wieder Reizchemikalien und Wasserwerfer gegen friedlich Protestierende ein und nehmen Hunderte von ihnen widerrechtlich fest.

Auch gegen Nichtregierungsorganisationen (NGOs) wie Amnesty, Greenpeace oder Ärzte ohne Grenzen gehen Regierungen immer schärfer vor. Russland machte 2012 den Anfang: NGOs müssen sich dort seither als «Agenten» registrieren lassen, wenn sie Spenden aus dem Ausland annehmen oder sich «politisch betätigen». Inzwischen können die russischen Behörden NGOs auch als «unerwünscht» einstufen. Wer eine russische Staatsangehörigkeit besitzt und sich trotzdem für sie engagiert, kann für bis zu sechs Jahren im Gefängnis landen. Das Beispiel hat weltweit Schule gemacht: Mehr als 90 Staaten haben inzwischen Gesetze vorbereitet oder bereits eingeführt, um regierungskritischen NGOs die Luft abzudrehen – darunter nicht nur autoritär regierte Länder wie Weissrussland, Bahrain oder Ägypten, sondern auch Demokratien wie Israel, Indien und Ungarn.

Bei der Unterdrückung kritischer Stimmen sind Regierungen weltweit technisch auf der Höhe der Zeit. Der Kampf gegen Dissidenten und Menschenrechtlerinnen wird längst

**Versammlungsfreiheit in Gefahr.** Protest gegen sexuelle Gewalt in Brasilien.



© REUTERS/Usiel Marcelino



© REUTERS/Jorge Cabrera

auch digital geführt – zum Beispiel auf Twitter und Facebook. Wer sich für Menschenrechte einsetzt, kann dort zur Zielscheibe werden, wie beispielsweise die investigative Journalistin Carmen Aristegui aus Mexiko. Nachdem sie in ihrer Heimat mehrere Korruptionsskandale aufgedeckt hatte, verbreitete sich 2015 im Internet die Nachricht, Aristegui habe selbst Schmiergelder angenommen. Unzählige anonyme User verbreiteten das Gerücht in den sozialen Netzwerken. «Trolle» werden diese digitalen Schlägertrupps genannt – in Ländern wie Mexiko, Russland oder den Philippinen sind sie

**Der Kampf gegen Dissidenten und Aktivistinnen wird längst auch digital geführt – zum Beispiel auf Twitter und Facebook.**

besonders aktiv. Nicht selten werden sie von Regierungen oder Wirtschaftskonzernen bezahlt, um unliebsame Personen zu diskreditieren. «Wenn sie dich nicht töten, ruinieren sie dein Leben», sagt der mexikanische Internetaktivist Alberto Escorcía. «Die Trolle schüren ein permanentes Klima der Angst. Viele Menschen trauen sich nicht mehr, ihren Mund aufzumachen.» Escorcía klärt in seinem Blog über digitale Hetzkampagnen auf – und erhält deswegen selbst regelmäßig anonyme Morddrohungen.

**Ausweitung der Kampfzone** | Die neuen Technologien haben in den vergangenen Jahren auch gänzlich neue Formen der Überwachung ermöglicht. Der kleine Golfstaat Bahrain setzt beispielsweise ausgefeilte Spionagesoftware ein, um Dissidenten und Menschenrechtsverteidigerinnen im Inland wie im Ausland auszuspähen. Diese «Trojaner» ermöglichen es dem bahrainischen Geheim-

**Mord mit Ansage.** Trauerzug für die getötete Menschenrechtsverteidigerin Berta Cáceres.

dienst, sämtliche Chats, Mails und Browseraktivitäten unliebsamer Personen abzufangen. Die Software hat Bahrain aus befreundeten Demokratien wie der Bundesrepublik Deutschland importiert.

Überwachung ist ein globales Phänomen und keineswegs auf ferne Diktaturen beschränkt. So kam inzwischen heraus, dass auch die britische Polizei jahrelang kritische Journalistinnen und Journalisten ausgespäht hat. Dabei notierten die Behörden nicht nur akribisch, mit wem die Medienschaffenden sprachen und was sie recherchierten, sondern schnüffelten auch in ihren Krankenakten und vermerkten sogar die Farbe ihrer Schuhe.

Wer für Menschenrechte, Demokratie und Transparenz kämpft, gerät nicht nur ins Visier von Regierungen und Geheimdiensten, sondern auch von bewaffneten Gruppen wie dem «Islamischen Staat», mexikanischen Drogenkartellen – oder milliardenschweren Konzernen. Die Nigerianerin Esther Kiobel hat in den Niederlanden vor wenigen Wochen den britisch-niederländischen Mineralölkonzern Shell verklagt. Das nigerianische Militär erhängte 1993 ihren Mann und acht weitere Menschenrechtsaktivisten. Die Männer hatten zuvor friedlich dagegen protestiert, dass Shell im Niger-delta Bodenschätze ausbeutet und damit ihre Lebensgrundlage zerstört. Neue Amnesty-Recherchen belegen: Shell ermutigte die nigerianische Regierung, die Proteste aus der Welt zu schaffen.

Immer wieder sind Wirtschaftsunternehmen in Attacken auf Menschenrechtsverteidiger und Aktivistinnen verstrickt. So wohl auch am 2. März 2016 in Honduras: Berta Cáceres lag im Schlafzimmer, als kurz vor Mitternacht bewaffnete Männer ihr kleines, giftgrün gestrichenes Giebelhaus im Städtchen La Esperanza stürmten. Mit vier Schüssen richteten sie die 44-Jährige hin. Es war ein Mord mit Ansage: Die Menschenrechtsverteidigerin hatte gegen den Bau eines Staudamms auf indigenem Land gekämpft – und sich damit die Baufirma Desa zum Feind gemacht. «Sie hatte Tausende Drohungen erhalten», sagt ihr Bruder Gustavo Cáceres. «Ihr Tod hätte verhindert werden können.»

Die honduranischen Behörden wären verpflichtet gewesen, Berta Cáceres zu schützen. Im Jahr 1998 einigten sich die Vereinten Nationen auf die «Deklaration für die Rechte von Menschenrechtsverteidigerinnen und Menschenrechtsverteidigern». Die internationale Gemeinschaft unterstrich darin, dass sich Menschenrechte nur durchsetzen lassen, wenn eine lebendige Zivilgesellschaft dafür kämpft. Und die

## Und was tut die Schweiz?

Die Schweizer Politik hat sich auf die Fahnen geschrieben, Menschenrechtsverteidigerinnen und Aktivisten weltweit zu schützen. Ende 2013 veröffentlichte das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) die «Schweizer Leitlinien zum Schutz von Menschenrechtsverteidigern».

Die Leitlinien richten sich vor allem an Schweizer DiplomatInnen im Ausland. «Insbesondere das diplomatische Personal im Ausland wird dank dieses Instrument für die Schutzbedürfnisse von Menschenrechtsverteidigern sensibilisiert und erhält ein konkretes Werkzeug, das ihnen als Referenz in ihrer Arbeit dient», sagt Laure-Hélène Laissue von der Abteilung für Menschliche Sicherheit beim EDA. «Die Botschaftsvertreter können abhängig von der jeweiligen Situation und des Kontexts beispielsweise zugunsten von gefährdeten Menschenrechtsverteidigern bei den Behörden eines Landes interviewen, mit Menschenrechtsverteidigern oder ihren Familien in Kontakt bleiben, einen Prozess beobachten oder – wenn möglich – Gefängnisbesuche machen», erklärt Laissue.

«Diese Leitlinien können durchaus einen wesentlichen Einfluss auf die Arbeit von Menschenrechtsverteidigern haben», sagt Alain Bovard, Lobbyist bei Amnesty Schweiz. «Zum Beispiel, wenn sich ein afrikanischer Menschenrechtsanwalt bei der Schweizer Vertretung in seinem Land meldet und um ein Visa nachfragt, damit er in der Schweiz die periodische Überprüfung der Menschenrechtssituation seines Landes unterstützen kann. Heute wird einem solchen Visagesuch ohne grosse Umwege stattgegeben», sagt Bovard. Darüber hinaus können die Schweizer DiplomatInnen gemäss den Leitlinien Behördenvertreter auffordern, Menschenrechtsabkommen zu ratifizieren und deren Bestimmungen einzuhalten.

«Trotz all dieser Fortschritte könnten diplomatische Vertreter der Schweiz im Ausland manchmal mehr konkrete Hilfe leisten», wünscht sich Bovard. «Mir scheint, dass einige die Leitlinien zu wenig kennen. Es wäre daher notwendig, dass diese Leitlinien vom EDA besser bekannt gemacht werden – nicht nur, aber vor allem bei den Diplomaten.» (mre)

Staaten gelobten, die Sicherheit von Journalisten, Gewerkschafterinnen und Menschenrechtsaktivisten zu garantieren. Die Erklärung war ein historischer Erfolg im weltweiten Kampf für die Menschenrechte. Nun müssen wir dafür kämpfen, dass sie eingehalten wird. |

Amnesty setzt sich mit der weltweiten Kampagne «BRAVE» für den Schutz von Aktivisten und Menschenrechtsverteidigerinnen ein. Mehr dazu auf <http://bit.ly/brave-de>

# Im Auftrag der Bäume

Sie haben ihm den Sohn genommen. Sie bedrohen ihn. Auch sass er schon im Gefängnis. Doch der Mexikaner Ildefonso Zamora kämpft weiter gegen die Banden, die illegal Holz schlagen und die Lebensgrundlagen der Indigenen bedrohen. Von Wolf-Dieter Vogel

**M**anchmal fliessen einfach nur noch die Tränen. «Nicht aus Feigheit, sondern weil wir nicht fähig sind, uns zu verteidigen», sagt Ildefonso Zamora. Seine Augen verraten eine tiefe Traurigkeit. «Es ist ein Schmerz, der nie vergeht, ein Verlust, den man nicht überwinden kann». Dann schweift sein Blick vom Esstisch hinüber zu seiner Frau Modesta, die über dem Feuer Maisfladen zubereitet. Zehn Jahre ist es jetzt her, dass ihr Sohn Aldo ermordet wurde. Gemeinsam mit seinem Bruder Misael war der junge Mann am 15. Mai 2007 in einen Hinterhalt geraten. Mehrere Männer eröffneten das Feuer und töteten Aldo. Misael kam mit einer schweren Lungenverletzung davon.

«Die Welt endete in diesem Moment», sagt Zamora. Es war der hohe Preis, den der 55-jährige Mexikaner dafür bezahlt hat, dass er sich für den Erhalt des Waldes in seiner Heimat einsetzt. Viel höher als die ständigen Bedrohungen durch Polizisten, Soldaten und Kriminelle sowie die Haft, die er erleiden musste. Seit zwanzig Jahren kämpft er gegen Banden, die rund um das indigene Dorf San Juan Atzingo illegal Bäume fällen. «Sie dachten, nach dem Mord an Aldo würden wir aufgeben, aber da haben sie sich getäuscht», sagt Zamora. Allein schon die Wut habe ihn weiter angetrieben. «Und es geht ja um die Zukunft unseres Sohnes, unserer Töchter und, darauf bin ich besonders stolz, um die unserer Enkelkinder.»

**Neun Fussballfelder täglich** | Sie alle sind an diesem Morgen in die aus dunklem Holz gebaute Hütte gekommen, die den Zamoras als Esszimmer und Küche dient. Nur wenige Sonnenstrahlen dringen durch die Ritzen zwischen den Dielen der Wand. Trotzdem behält Ildefonso seinen Strohhut immer auf, so als ob ihn der Sombrero vor mehr als nur der Sonne schützen soll. Sein Blick bleibt stets ernst, als er berichtet, was ihm und seiner Familie widerfahren ist. Tochter Rosario knetet indes den graublauen Teig für die Maisfladen, Grossmutter Teresa sorgt dafür, dass immer genug dieser «Gorditas» für die Gäste auf dem Tisch stehen. Auf dem Herd glimmt ein spärliches Feuer, jedes Holzscheit wird mit Bedacht eingesetzt. Wie in vielen indigenen Ge-

meinden spielt in dem Nahuatl-Dorf San Juan Atzingo der behutsame Umgang mit der Natur eine wichtige Rolle.

«Ohne Wald gibt es kein Wasser, und ohne Wasser gibt es kein Leben», erklärt Zamora, während seine beiden Enkel unruhig auf den Stühlen hin- und herrutschen. Deshalb wehrt er sich gegen den illegalen Holzschlag und kümmert sich darum, dass zerstörte Wälder wieder aufgeforstet werden. Und das nicht nur, weil er, wie er sagt, als Umweltschützer geboren wurde. Die Wälder von San Juan Atzingo gehören zum Naturpark Lagunas de Zempoala, einem Wald- und Seengebiet, das zwei Prozent der weltweiten Biodiversität beherbergt und drei Viertel des Wasserverbrauchs von Mexiko-Stadt sicherstellt. Durch die Holzdiebe gehen dort jedes Jahr 2400 Hektar Wald verloren – die Fläche von neun Fussballfeldern täglich. Es geht also ums Überleben.

Das müsste auch die Behörden beunruhigen. Doch Ildefonso Zamora erlebt das Gegenteil, seit er 1998 begonnen hat, die Wälder zu schützen. Als Mitglied des Gemeinderats war er damals für Wiederaufforstungsprogramme zuständig und erstattete Anzeige wegen des illegalen Holzschlags. Weil nichts passierte, wandte er sich an hochrangige Behörden: an das Umweltministerium und die Generalstaatsanwaltschaft. Aber auch dort reagierte niemand.

Zugleich begannen die Drohungen. «Deine Tage sind gezählt», riefen ihm einige Männer aus einem Fahrzeug zu, als er und andere 2006 dafür demonstrierten, dass der Holzschlag strafrechtlich verfolgt wird. Und: «Wenn du nicht leiser trittst, werden wir dich da treffen, wo es dich mehr schmerzt.» Das haben sie getan. Sieben Monate später töteten sie Aldo. Drei Jahre dauerte es, bis zwei Täter, Mitglieder der Holzfäller-Bande, verhaftet wurden. «Die anderen beiden laufen bis heute frei herum, obwohl die Behörden genau wissen, um wen es sich handelt», sagt Zamora.

**Korruption und illegale Geschäfte** | Niemanden hier in San Juan Atzingo wundert das. Jeder weiss, wie die Dinge laufen: Die örtlichen Polizisten kassieren regelmässig ihr Schmiergeld, nachts fahren die mit gestohlenen



© Wolf-Dieter Vogel

**Gefährliche Mission:** «Sie dachten, nach dem Mord an Aldo würden wir aufgeben, aber sie haben sich getäuscht.»

Baumstämmen beladenen LKWs mit Polizeischutz durch die Dörfer, und die Strafverfolger unternehmen nichts. «Illegaler Holzschlag bringt hohe Gewinne, da gibt es grosse politische und wirtschaftliche Interessen», ist Zamora überzeugt. «Die Banden werden von hochrangigen Beamten geschützt. Das geht bis ganz nach oben.»

Im November 2015 wurde er verhaftet und sass neun Monate im Gefängnis. Sie schlugen ihn, beleidigten ihn, stiessen ihn die Treppe hinunter. Er musste ertragen, dass zwei der Mörder seines Sohnes im selben Knast einsassen. Hätten sich nicht die UN-Sonderbeauftragte für indigene Völker, Amnesty International und andere um ihn gekümmert, sässe er wohl noch heute hinter Gittern. Dabei waren die Vorwürfe haltlos. Er soll einer Bewohnerin des Dorfes Geld gestohlen haben. Zum Tatzeitpunkt war er aber auf der Gründungsveranstaltung einer Umweltgruppe in der Landeshauptstadt Toluca. Der Vorwurf mit dem Raub verärgert ihn: «Wir müssen nicht stehlen, unsere Familie arbeitet viel.»

**Der Baum als Lebensquelle** | Auf dem Anwesen der Zamoras stehen drei kleine Häuser, ein Schuppen und drei Kleintransporter, umgeben von unzähligen Pflanzen. Die Familie lebt von dem, was der Boden hier in den Bergen im feucht-kühlen Zentralmexiko hergibt: Bohnen, Hafer, Kaktusblätter und vor allem Mais. Grossmutter Teresa betreibt einen Marktstand im nahe gelegenen Pilgerort Chalma.

Immer habe seine Familie zu ihm gestanden, sagt der 55-Jährige, während er zu einem der Felder läuft, das die Zamoras ernährt. Auch im Dorf halten alle zusammen; die «Verräter», wie er die Holzdiebe nennt, stammen aus anliegenden Gemeinden. Ausserhalb von San Juan Atzingo kann er sich kaum bewegen: «Zu gefährlich.» Aber hier fühlt er sich sicher, obwohl immer wieder Polizisten ohne Grund vor dem Hof verweilen. Jüngst sind sogar Soldaten ins Haus eingedrungen, weil sie angeblich eine Hochzeit gesucht hätten. Ein Vorwand, ist Ildelfonso Zamora überzeugt.

Als er mit Misael und den Enkeln auf dem Feld steht, entspannt sich sein Gesicht. Zwischen den Bäumen und Büschen, von denen er jeden einzelnen kennt, spricht er über die Ernte. Über gelbe Bohnen, giftige Pilze und die heilende Kraft der Kräuter, die auf dem abschüssigen Stück Land wachsen. «Einen Baum zu pflanzen, hilft nicht nur mir, sondern der Menschheit», sagt der überzeugte Katholik. «Solange mir Gott die Erlaubnis zum Leben gibt, werde ich weiterkämpfen.»

Ob er sich je gegen die Kriminellen, Soldaten und Polizisten durchsetzen wird? Zamora ist auf seine Art optimistisch: «Vielleicht retten sie sich vor den weltlichen Gerichten, aber der göttlichen Gerechtigkeit kann sich niemand entziehen.»

# «Anfangs lachten sie mich aus»

Tawakkol Karman führte im Jemen den Arabischen Frühling an und erhielt 2011 den Friedensnobelpreis – als erste arabische Frau überhaupt. Doch es war nicht leicht, sich in ihrer Heimat als weibliche Aktivistin zu behaupten. Von Amandine Thévenon

Wenn Tawakkol Karman den Raum betritt, ist es ein bisschen so, also ob ein frischer Wind durchs Zimmer wehe. Ihre Lebensfreude und ihren Enthusiasmus spürt man sofort. Wenn die 38-Jährige spricht, lächelt sie sanft und untermalt ihre Worte mit ausladenden Handbewegungen. «Ich kämpfe nicht nur für die Rechte von Frauen», sagt sie. «Ich kämpfte für die Rechte aller Menschen – und besonders für die Meinungsfreiheit.»

Im Jemen wurde sie 2011 zum Gesicht des Arabischen Frühlings. Schon 2007 organisierte sie in der jemenitischen Hauptstadt Sanaa studentische Demonstrationen, um gegen die Menschenrechtsverletzungen unter Präsident Ali Abdullah Saleh zu protestieren.

**«Wenn eine Frau eine Führungsrolle übernimmt, ohne Angst zu haben, dann folgen ihr die Menschen, selbst die Konservativen.»**

«Ich konnte nicht darauf warten, dass jemand anderes aktiv wird. Ich sagte mir: Ich muss zuvorderst dabei sein, um meinem Volk zu helfen!» Die Journalistin setzte sich mit Haut und Haaren für die Revolution ein, auch wenn das am Anfang nicht einfach war. «Ja, es war schwierig. Anfangs lachten die Leute mich aus und fragten, was ich als Frau schon erreichen könne.» Aber sie liess sich nicht entmutigen. «Ich ging von Haus zu Haus, um den Leuten zu sagen, dass sie ihre Augen für die Lage im Jemen öffnen sollten.»

Die Menschen fingen an, der jungen Frau zuzuhören. Als sich die Proteste 2011 ausweiteten, wurde Tawakkol Karman von der Regierung inhaftiert. «Ali Abdullah Saleh wollte mich zum Schweigen bringen», sagt sie. «Aber er erreichte nur, dass meine Stimme noch lauter ertönte.»

**Mutter der Revolution** | Auf den Strassen protestierten Menschen für ihre Freilassung. Als sie schliesslich das Gefängnis verlassen durfte, stand sie an der Spitze der

Protestbewegung. «Mutter der Revolution» wurde sie fortan genannt. «In meinem Land werden Frauen durchaus respektiert», sagt sie. «Wenn eine Frau sich dazu entscheidet, aufzustehen, sich für die Freiheit zu engagieren und sich für die Menschenrechte zu opfern, dann gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Mann und Frau.» Es gebe Leute, die sie sogar als zukünftige Präsidentin des Landes sehen. «Wenn eine Frau eine Führungsrolle übernimmt, ohne Angst zu haben, dann folgen ihr die Menschen, selbst die Konservativen.»

Tawakkol Karman kam 1979 in Taizz im Südwesten des Jemen zur Welt. Mit ihren neun Geschwistern wächst sie in einer Umgebung auf, die keine Unterschiede zwischen Buben und Mädchen machte. Ihr Vater, der Politiker Abd as-Salam Karman, ermutigt sie früh dazu, Zeitung zu lesen. So lernt sie, selbstständig zu denken. Nach ihrer Schulzeit unterstützt ihre Familie sie dabei, Ökonomie und politische Wissenschaft in Sanaa zu studieren. Zu dieser Zeit beginnt auch ihre Laufbahn als Publizistin: Tawakkol Karman schreibt Artikel für die Universitätszeitung und veröffentlicht Texte im Internet. Im Jahr 2005 gründete sie im Jemen die Organisation «Journalistinnen ohne Ketten». Die NGO bringt jungen Menschen – insbesondere Frauen – das journalistische Handwerk bei, um sich in die öffentlichen Debatten des Landes einmischen zu können.

Tawakkol Karman ist 32 Jahre alt, als ihr der schwedische König Carl XVI. Gustaf am 7. Oktober 2011 die Medaille des Friedensnobelpreises überreicht. Das Nobelpreiskomitee ehrt Karman gemeinsam mit zwei Liberianerinnen für ihren Kampf um «die Sicherheit von Frauen» und deren «volle Teilhabe an der Schaffung von Frieden».

Die Auszeichnung hat ihren Namen weltweit bekannt gemacht. Aber Tawakkol Karman unterscheidet nicht zwischen der Zeit vor und der Zeit nach dem Nobelpreis. «Mein Kampf bleibt derselbe», sagt sie. Allerdings hat ihr der Nobelpreis erlaubt, sich international zu vernetzen. Ihre Botschaft erreicht nun eine Weltöffentlichkeit. «Das hat mir ermöglicht, den Konflikt in meiner Heimat sichtbar zu machen», sagt sie. Der Austausch mit Aktivistinnen und Aktivisten aus an-

deren Ländern hat sie dafür sensibilisiert, dass der Kampf um die Menschenrechte global geführt wird. «Ich hatte mich jahrelang sehr auf den Jemen konzentriert, auf den friedlichen Protest, auf die Situation junger Menschen und Frauen in meinem Land.»

**Hoffen auf Frieden** | Wenn sie über die gegenwärtige Situation in ihrer Heimat zu sprechen beginnt, verschwindet das Lächeln aus ihrem Gesicht, ihr Ton wird ernst. «Wir leiden heute unter einer Konterrevolution, unter einem schrecklichen Krieg. Es ist wichtig, dass die Welt das erfährt.» In den Augen der Jemenitin sind für diesen Krieg der ehemalige Präsident Ali Abdullah Saleh und die Huthi-Rebellen verantwortlich, schiitische Milizen aus dem Norden des Landes, die vom Iran unterstützt werden. Es sei ein Rachezug, organisiert vom Ex-Diktator, der 2012 durch die Revolution aus dem Amt gejagt worden war.

Doch auch die Gegenseite macht sich massiver Kriegsverbrechen schuldig, wie Amnesty International dokumentiert. Die Anhänger von Staatschef Abed Rabbo Mansur Hadi werden von den sunnitischen Golfstaaten unter Führung Saudi-Arabiens mit Luftangriffen unterstützt. Ihre Streubomben treffen Wohngebiete, Krankenhäuser, Märkte und Schulen.

«Dieser Krieg muss beendet werden», sagt Tawakkol Karman. «Aber das wird scheitern, wenn wir nicht einen nachhaltigen Frieden anstreben.» Tawakkol Karman verliert ihre Hoffnung nicht. Sie ist überzeugt, dass die Menschen nichts mehr wollen als Frieden. Und dass sie Frieden verdient haben. |

| [Einen Ausschnitt des Interviews mit Tawakkol Karman sehen](http://bit.ly/Tawakkol)  
Sie auf <http://bit.ly/Tawakkol>



© Reuters/Khaled Abdullah

**Erst kämpfte sie gegen die Diktatur, nun gegen den Krieg:** Tawakkol Karman in der jemenitischen Hauptstadt Sanaa.



**Alltäglicher Hass:** Schwulenfeindliche Demonstration in Senegals Hauptstadt Dakar.

## «Der Bewegung ein Gesicht geben»

Wer sich im Senegal für die Rechte von Schwulen und Lesben einsetzt, lebt gefährlich. Der junge Aktivist Driss hat den Kampf trotzdem aufgenommen. Von Kiné Fatim Diop

Der junge Senegalese Driss\* sass gerade mit Freunden im Wohnzimmer, als Polizisten im Dezember 2008 seine Wohnung in Dakar stürmten. Die Sicherheitskräfte führten ihn ab. Warum? Driss ist schwul. Im Senegal ist gleichgeschlechtliche Liebe per Gesetz verboten. Ein Gericht verurteilte Driss zu acht Jahren Haft.

Zwar kam Driss nach 18 Monaten wieder frei – aus Mangeln an Beweisen. Doch sein Leben hatte sich für immer verändert. Die Medien des Landes hatten über seine Festnahme und den anschliessenden Gerichtsprozess berichtet. Sie hatten ihn öffentlich als schwul geoutet – und das hat im Senegal Folgen. «Homosexualität ist bei uns nicht nur gesetzlich verboten, sondern auch gesellschaftlich geächtet», sagt Driss. Der junge Mann ist von grosser Statur, hat ein offenes Lächeln und spricht mit gesetzter Stimme. «Homosexuelle stossen im Senegal auf Unverständnis. Die Regierung ächtet Schwule, Lesben und andere sexuelle Minderheiten. Auf der Strasse und in Familien ist die Ablehnung sogar noch viel grösser.»

**Argumente statt Zwang** | Doch für Driss gab es nach seiner Freilassung keinen Weg zurück. Nach dem erzwungenen Outing beschloss er, seine sexuelle Orientierung anzunehmen und öffentlich für das Recht auf freie Liebe zu kämpfen. «Seither setze ich mich in meiner Heimat für die Rechte von Schwulen und Lesben, von Bisexuellen, Transgender und Intersexuellen ein», sagt Driss. Er wurde zu einem der wenigen, die sich öffentlich für die Rechte von sexuellen Minderheiten im muslimisch dominierten Senegal

einsetzen. «In meinem Heimatland wird immer wieder behauptet, Homosexualität sei ein Import aus dem Westen», sagt er. «Deswegen ist es besonders wichtig, der Bewegung ein einheimisches Gesicht zu geben.» Driss will einen gesellschaftlichen Wandel herbeiführen – doch soll dieser Wandel nicht durch Zwang zustande kommen, sondern mit Argumenten. Es sei wichtig, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, so Driss.

Eine von ihm gegründete NGO ist heute im Senegal fest etabliert. Sie hat mittlerweile mehr als 600 Mitglieder und versucht unter anderem mit Bildungskampagnen über Geschlechtskrankheiten aufzuklären. Aber dabei will es Driss nicht belassen. «Wir möchten nicht nur über gesundheitliche Aspekte und HIV sprechen, sondern auch Menschenrechte auf Tapet bringen.» Deswegen hilft die Organisation auch jungen Menschen, die von ihren Familien verstossen wurden oder wegen ihrer sexuellen Orientierung im Gefängnis landen. Driss besucht regelmässig Schwule und Lesben, die in Haft sitzen, und setzt sich bei den Behörden für ihre Freilassung ein.

Homosexuell zu sein, ist im Senegal gefährlich. Sich für die Rechte von Homosexuellen einzusetzen auch. Immer wieder sind Aktivisten und Betroffene offener Gewalt ausgesetzt. «Es muss aufhören, dass in meiner Heimat die Leichen von Schwulen und Lesben auf den Strassen liegen», sagt Driss. «Wir müssen unserer Stigmatisierung ein Ende setzen!» Trotz aller Gefahren will Driss im Senegal bleiben – und seinen Kampf weiterführen. |

\* Name von der Redaktion aus Sicherheitsgründen geändert.

Kiné Fatim Diop ist Kampagnenverantwortliche für das frankophone Ostafrika bei Amnesty International.

# Die Quereinsteigerin

**Einst war sie eine einfache Dorflehrerin im Süden Chinas. Heute ist Su Changlan eine prominente Menschenrechtsaktivistin. Doch der Preis, den sie dafür bezahlt, ist hoch.**

Von Manuela Reimann Graf

Im Gefängnis von Foshan teilen sich 50 bis 70 Frauen eine Zelle von 80 Quadratmetern, die Schlafplätze sind maximal 50 Zentimeter breit. Wegen der schlechten hygienischen Verhältnisse leidet die Menschenrechtsaktivistin Su Changlan immer wieder unter Ekzemen, die eher schlecht als recht behandelt werden. Schliesslich kommen Herzrhythmusstörungen dazu. Aber auch hierfür erhält Su keine adäquate medizinische Versorgung. Es gibt kein Besuchsrecht für die Familie, auch den Anwalt kann Su nur selten sehen.

Nach ihrer Verhaftung im Oktober 2014 weiss die Familie lange nicht, wo sich Su befindet. Ihrem Mann, der sie im Gefängnis vermutet, wird fälschlicherweise angegeben, sie sei nicht dort. Erst als er und ihr Bruder vor der Polizeistation zu demonstrieren beginnen – wofür die beiden einen Monat lang inhaftiert werden –, kann nach sechs Monaten endlich ein Anwalt Su besuchen.

«**Subversives Verhalten**» | Nach mehr als zwei Jahren Untersuchungshaft erhält Su Changlan im März 2017 eine Haftstrafe von drei Jahren wegen «Anstiftung zu subversivem Verhalten gegen die Staatsmacht». Sie hatte sich im Internet solidarisch mit der Regenschirmbewegung in Hongkong erklärt, die mehr Demokratie fordert. Da ist Su bereits eine bekannte Frauenrechtsaktivistin. Die ehemalige Grundschullehrerin wurde schon mehrmals wegen ihrer friedlichen Arbeit für kürzere Zeit festgenommen, die Online-Solidarisierung kostet sie nun aber die Freiheit für mehrere Jahre. Und die Gesundheit.

«Ich traf Su Changlan zum ersten Mal 2005», erzählt Sus Freundin Maggie Hou Wenzhuo. «Ich arbeitete damals für eine Menschenrechtsinstitution, die sich für Bäuerinnen und Bauern einsetzt, deren Land konfisziert wurde», erinnert sich Maggie Hou Wenzhuo, die mittlerweile China verlassen musste. In vielen Dörfern in der Provinz Guangdong kam es zu Landraub, auch in Sus Dorf Sanshan. «Als die Polizei in Sus

Dorf kam, beschlossen die Dorfbewohner, Vertreter zu uns nach Peking zu senden und um Hilfe zu bitten. Darunter war Su, und so kam es, dass ich sie kennenlernte.»

«Su wusste wenig über die Rechte von Bäuerinnen und Bauern, aber sie war begierig zu lernen und mit Anwälten und Aktivistinnen zusammenzuarbeiten.» Sie brachte sich selber die Rechtsgrundlagen bei und gründete eine Hilfsorganisation für Enteignete, für die sie auch vor Gericht zog. Immer häufiger vertrat sie im Gerichtssaal Frauen, die durch die Eheschliessung ihre Landrechte verloren hatten.

**Das Risiko akzeptieren** | Mit den Jahren engagierte sich Su immer stärker für Frauen und Mädchen, die Opfer von Menschenhandel geworden waren. Mit Aktivistinnen und Aktivisten begann sie, Misshandlung von Frauen zu thematisieren. Oft fanden die Versammlungen bei ihr zu Hause statt. «Sie wusste um das Risiko, die Freiheit zu verlieren», so Maggie Hou Wenhou. «Obwohl sie ein Kind hat, wollte sie China aber nie verlassen, wegen all der Menschen, um die sie sich kümmerte. Ihr Mann unterstützte sie stets, ebenso ihr Bruder.»

Im März 2017 wurde Su Changlan mit dem Cao Shunli Memorial Preis für Menschenrechtsverteidiger ausgezeichnet. Dieser wird von drei chinesischen Menschenrechtsorganisationen verliehen und erinnert an die Aktivistin Cao Shunli. Cao Shunli verstarb nach fünf Monaten im Gefängnis unter ähnlichen Haftbedingungen, wie sie Su nun ertragen muss. Hoffentlich ergeht es Su Changlan besser als Cao Shunli und sie kommt bald frei. |



© Privat

**Ein Bild aus glücklicheren Tagen:** Die Frauenrechtsaktivistin Su Changlan sitzt seit Oktober 2014 unter prekären Bedingungen im Gefängnis.

# «Sie behandeln uns wie Agenten»

Wer sich in Israel für einen gerechten Frieden einsetzt, gerät immer stärker ins Visier der Regierung. Ein Gespräch mit Roy Yellin von der israelischen Menschenrechtsorganisation B'Tselem.

Interview: Nadia Boehlen

► **AMNESTY:** Wie ist aktuell die Lage für die Menschenrechtsarbeit in Israel?

◄ **Roy Yellin:** Im Laufe der Jahre hat die israelische Regierung eine ganz klare Strategie verfolgt, nämlich die Aufspaltung der besetzten Gebiete in drei verschiedene Zonen. Ziel ist es, jegliche Form von Widerstand gegen die Besetzung zu verhindern und jede Organisation, die trotzdem Widerstand leistet, zu delegitimieren.

► **Wie gehen die Behörden vor?**

◄ Israel engt die Zivilgesellschaft ein und behindert uns mit Methoden, die an jene von Russland, Ägypten, Ungarn und die Türkei erinnern – Länder, in denen die Menschenrechtsaktivisten nicht mehr frei arbeiten können. Die israelische Regierung hat verschiedene legislative Massnahmen ergriffen, insbesondere das sogenannte Transparenzgesetz: Es sieht neue Deklarationspflichten für NGOs vor, die zu mehr als der Hälfte aus dem Ausland finanziert werden. Das betrifft praktisch alle Organisationen, die der israelischen Regierung kritisch gegenüberstehen. Die Behörden versuchen, uns zu diskreditieren, indem sie uns wie ausländische Agenten behandeln.

Es gab auch Vorfälle von körperlicher Gewalt und Morddrohungen gegenüber Menschenrechtsaktivisten. B'Tselem wurde Opfer von Cyberangriffen, und wir mussten die Server in ein anderes Land transferieren, nachdem israelische Provider sich geweigert hatten, uns zu hosten, weil die vielen Angriffe für sie zu aufwendig wurden.



**Roy Yellin** ist bei der israelischen Menschenrechtsorganisation B'Tselem für Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich. Die Nichtregierungsorganisation wurde am 3. Februar 1989 von prominenten Akademikerinnen, Anwälten, Journalistinnen und Abgeordneten der Knesset gegründet.

► **Wird B'Tselem wenigstens von der Bevölkerung unterstützt?**

◄ Mit unserer Haltung sind wir zwar in der Minderheit, aber wir sind eine bedeutende Minderheit. Paradoxiert werden unsere Anliegen durch die jüngsten Attacken gegen NGOs gestärkt: Als Folge der Angriffe durch hohe Politiker – insbesondere durch Premierminister Netanyahu und seine Kabinettsmitglieder – werden wir nun nicht mehr nur als Menschenrechtsaktivisten wahrgenommen. Wir sind zu einem nationalen Symbol für Demokratie geworden.

► **Können Sie das konkretisieren?**

◄ Die Angriffe auf uns polarisieren: Die Leute müssen sich entscheiden, ob Israel ein Staat mit einer dynamischen Zivilgesellschaft ist, die handeln und sich gegen die Regierung stellen kann, oder ob sich das Land zu einem autoritären Staat entwickelt. Wäre letzteres der Fall, dann gehörten wir nicht mehr zum Club der demokratischen Länder. Im Übrigen kann man als Besatzungsmacht nicht so tun, als ob man eine Demokratie wäre.

► **Wie sieht es mit der rechtlichen Lage der PalästinenserInnen aus?**

◄ Jeder fünfte Palästinenser landet in einem israelischen Gefängnis. Das ist sehr viel. Palästinenser, denen vorgeworfen wird, die israelische Sicherheit zu gefährden, kommen vor Militärgerichte. Auch wenn sie Zugang zu einem Verfahren haben, erfolgt die Verurteilung durch die Besatzungsmacht. Werden sie verdächtigt, die Sicherheit verletzt zu haben, raten ihnen die Anwälte, die Straftat zuzugeben, auch wenn sie sie nicht begangen haben. Darauf folgt in neunzig Prozent der Fälle eine Verurteilung im Strafverfahren mit einer kürzeren Gefängnisstrafe – vier bis sechs Monate –, als wenn die Angeklagten versuchen, ihre Unschuld zu beweisen. Bis zum Prozessende würde das ein- bis eineinhalb Jahre dauern. Auch die Administrativhaft verstösst gegen die Menschenrechte; sie erlaubt es, eine Person ohne Anklage bis zu sechs Monate festzuhalten. Wir haben es mit einer automati-



© Reuters/Baz Rothbar

«Die Attacken haben uns stärker gemacht.» Israelis demonstrieren in Tel Aviv gegen die Besetzung des Westjordanlands.

sierten Justiz, einer Pseudo-Justiz zu tun. Solche systematischen Verletzungen der Menschenrechte sind eine Folge des Alltags unter israelischer Besetzung. Es gibt keine Bewegungsfreiheit für die Palästinenser und Pa-

lästinenserinnen. Selbst der Häuserbau in den besetzten Gebieten wird von der israelischen Regierung kontrolliert.

#### ► Wie beurteilen Sie die internationale Debatte?

◀ Ein Grossteil der internationalen Gemeinschaft versteht die Machtverhältnisse in diesem Gebiet nicht. Man geht von zwei Konfliktparteien aus, die zu Kompromissen bereit sein sollen, um den Konflikt beilegen zu können. Das ist eine sehr naive Wahrnehmung der Situation. Tatsache ist, dass die eine Seite, Israel, sehr stark ist, während die palästinensische Seite arm und ohne jeglichen wirtschaftlichen Einfluss oder militärische Kapazitäten dasteht. Dennoch wird weiterhin so getan, als gäbe es ein ausgeglichenes Kräfteverhältnis und die Möglichkeit, mit Verhandlungen eine Lösung zu finden. Israel spielt diese Karte sehr geschickt aus.

Die Medien schreiben nur über direkte bewaffnete Konfrontationen, die eine Folge dieser täglichen Gewalt sind, aber sie berichten nicht über die Kontrolle, die Verweigerung oder die Verletzung der Rechte in Zusammenhang mit der Besetzung. Die ganze Welt hat sich daran gewöhnt – das ist kein Thema mehr. |

### Das Transparenzgesetz

Im Juli 2016 verabschiedete das israelische Parlament das umstrittene Transparenzgesetz. Demnach müssen Nichtregierungsorganisationen, die mehr als die Hälfte ihres Geldes von ausländischen Regierungen oder politischen Gruppierungen erhalten, dies in ihren Veröffentlichungen ausweisen. Verstöße sollen mit Geldbussen von umgerechnet rund 7500 Franken geahndet werden. NGO-VertreterInnen müssen ausserdem bei Besuchen im Parlament besondere Plaketten tragen. Das Gesetz wurde international kritisiert, weil es vor allem regierungskritische Organisationen stigmatisiert. Rechte Gruppen, die ihr Geld oft von privaten SpenderInnen erhalten, bleiben davon verschont. (heh)

# Mit Beharrlichkeit zum Ziel

Grosse Reformen und schleichender Wandel, lange Kämpfe und plötzliche Siege: Der Einsatz für die Menschenrechte ist mühsam und gefährlich. Erfolge sind mal wegweisend, oft sind sie ganz alltäglich. Diese mutigen Menschen erzählen, was sie zum Weitermachen motiviert. Von Hannah El-Hitami



**PERU** | Kleinbäuerin gegen Grosskonzern: Es ist ein ungleicher Kampf, den die peruanische Umweltaktivistin Mxima Acuña endlich für sich entschieden hat. Seit über 20 Jahren wohnt sie mit ihrer Familie in Tragadero Grande in der Provinz Cajamarca. Weil das Bergbauunternehmen Minera Yanacocha auf Acuña's Land eine Goldmine bauen wollte, haben seine Mitarbeiter sie jahrelang schikaniert, körperlich angegriffen und auch

verklagt – wegen «Landbesetzung». Nachdem ein Gericht in Cajamarca 2014 schon einmal zu ihren Gunsten entschieden hatte, stellte das Oberste Gericht des Landes das Verfahren im Mai 2017 endgültig ein. Der Richterspruch ist ein Meilenstein für alle, die sich in Lateinamerika und weltweit für die nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen und gegen die Vertreibung indigener Bevölkerungen einsetzen.

*«Ich bin unendlich dankbar dafür, dass ich nicht allein bin. Ich werde von so vielen Menschen weltweit unterstützt, aus vielen verschiedenen Ländern. (...) Ich verteidige das Land und das Wasser, denn ohne sie gibt es kein Leben. Ich habe keine Angst vor der Macht der Konzerne. Ich werde weiterkämpfen.»*

**INDIEN** | Seit mehr als 20 Jahren dokumentiert die Organisation People's Watch Menschenrechtsverletzungen und vertritt Betroffene vor Gericht. Ihr Gründer Henri Tiphagne ist einer der bekanntesten Menschenrechtsverteidiger Indiens. Diese Prominenz schützt ihn nur bedingt vor den Verleumdungskampagnen der indischen Regierung. Jüngst haben die Behörden erneut die Bankkonten seiner NGO eingefroren. Die Regierung in Delhi nutzt das «Gesetz über ausländische Finanzierung», um Menschenrechtsorganisationen wie People's Watch zu schikanieren. Doch Tiphagne und seine MitarbeiterInnen geben nicht auf. Die Arbeit geht weiter, auch ohne finanzielle Mittel.

*«Die Regierung hat die Möglichkeit, mich für die nächsten zehn Jahre in Prozesse zu verwickeln. Ich will nicht in zehn Jahren gewinnen, denn dann bin ich nicht mehr produktiv. Aber ich kann auf der Strasse weiterkämpfen, mit mehr und mehr Brüdern und Schwestern an meiner Seite, um zu betonen, dass es keine Demokratie in Indien geben kann, wenn die Rechte von zivilgesellschaftlichen Akteuren weiterhin beschnitten werden. Das ist meine Hoffnung und darin werden wir langfristig Erfolg haben.»*



**BURUNDI** | Freitags trägt Pierre Claver Mbonimpa grün, so, wie zahlreiche AktivistInnen, die während seiner Inhaftierung 2014 regelmässig am «grünen Freitag» für ihn demonstrierten. Sogar ein Gefängniswärter zeigte ihm damals heimlich die grünen Socken unter der Hose. Mbonimpa ist einer der bekanntesten burundischen Menschenrechtsaktivisten und setzt sich seit vielen Jahren für die Rechte von Gefangenen ein. Zum Missfallen der Regierung: 2015 wurde ein Mordanschlag auf ihn verübt, den er knapp überlebte. Während er in Belgien im Krankenhaus lag, wurden sein Sohn und sein Schwiegersohn ermordet. Dennoch setzt sich Mbonimpa aus dem belgischen Exil weiter für die Menschenrechte in seiner Heimat ein. Mithilfe seiner Kontakte in Burundi trägt er Informationen über Menschenrechts-



verletzungen zusammen, seine Organisation APRODH veröffentlicht regelmässig Berichte. Jede Woche gibt er mehrere Interviews, die von Exil-Radiosendern auch in Burundi gesendet werden. Damit will er seinen MitstreiterInnen vor Ort zeigen, dass sie trotz allem auf ihn zählen können.

*«Ohne die Unterstützung der Bevölkerung hätte ich schon lange aufgegeben. Als ich inhaftiert wurde, demonstrierten mindestens 10 000 Leute bei meiner ersten Anhörung. Sie waren sogar bereit, mich gewaltsam zu befreien, doch ich sagte ihnen, dass ich dagegen bin, weil ich Gewalt ablehne. Ich wollte, dass sie weiterhin friedlich für die Menschenrechte demonstrieren.»*

**DEUTSCHLAND** | In einer Gesellschaft, die nur männlich und weiblich kennt, kämpft Lucie Veith seit den 90er Jahren um ihre Rechte als intergeschlechtlicher Mensch. Weil sie ein XY-Chromosom und statt einer Gebärmutter Hoden im Körper hatte, nötigten ihr Ärzte mit Mitte zwanzig eine geschlechtsangleichende Operation auf, infolge derer sie unter schweren Depressionen litt. Doch damit begann Lucie Veiths Kampf für die Rechte von intergeschlechtlichen Menschen in Deutschland. Etwa 1,3 Prozent der Menschen werden mit einer Variation der Geschlechtsorgane geboren. Viele werden schon als Kinder einer geschlechtsangleichenden Operation unterzogen, auch wenn ihre Intergeschlechtlichkeit keine gesundheitlichen Risiken birgt. Dagegen tritt Veith mittlerweile hauptberuflich ein. Zusammen

mit dem Bundesverband Intersexuelle Menschen e.V. ist es ihr gelungen, eine Diskussion über die Genital-OPs in Gang zu bringen und die Bedürfnisse intersexueller Menschen öffentlichkeitswirksam zu vertreten.

*«Was mich trägt, ist die Gewissheit, dass ich das Kind einer grossen Liebe bin und dass ich ein Mensch bin. Ich bin intersexuell, ich wurde normiert, ich bin kastriert worden und trotzdem lebe ich hier und ich bin ein Mensch und ich möchte, dass mir auch in meinem Land die Menschenrechte garantiert werden.»*





## Gekommen, um zu bleiben

Im Norden Ugandas entsteht das grösste Flüchtlingslager der Welt. Mehr als 1,2 Millionen Südsudanesischen und Südsudanesischen sind über die Grenze geflüchtet. Ugandas Regierung versucht, was europäische Staaten versäumen: so viele Kriegsflüchtlinge wie möglich zu integrieren.

Von Kirsten Milhahn

**Brücke in die Freiheit.** Stella Akita (vorne) am Grenzposten von Busia.

**D**er Weg in die Freiheit führt über eine schmale Holzbrücke. Stella Akita, 19, und ihre drei Schwestern sind an diesem Morgen unter den Ersten, die sie erreichen, hier am Grenzposten von Busia im Norden Ugandas. Bepackt mit dem, was sie tragen können, überqueren die jungen Frauen den Kaya. Der mäandert so friedlich durch die idyllische Hügelandschaft, als gäbe es den Krieg auf der anderen Seite des Grenzflusses nicht.

Die Gesichter der Geschwister wirken zuversichtlich, trotz der Müdigkeit. Vor zwei Wochen haben sie ihrem Dorf Payawa südlich der südsudanesischen Hauptstadt Juba den Rücken gekehrt. Ein bisschen Kochgeschirr, Lebensmittel, fünf Hühner und ihre Matratzen nahmen sie mit. Weil der Krieg nun auch in Payawa wütet, sind sie gerannt. In Richtung Süden, nach Uganda, wie so viele Flüchtlinge vor ihnen.

1,8 Millionen Südsudanesischen und Südsudanesischen sind seit Ende 2013 auf der Flucht. Verantwortlich für die Kämpfe sind verfeindete Warlords, deren Milizionäre Dörfer plündern, vergewaltigen und morden. In den Städten werden Menschen verfolgt, nur weil sie der vermeintlich falschen Ethnie angehören. Auf dem Lande hungert die Bevölkerung, weil niemand mehr imstande ist, die Felder zu bewirtschaften. Wer nicht flieht, riskiert sein Leben.

Das Staatssystem des christlich dominierten Südsudans, der sich 2011 vom mehrheitlich muslimischen Sudan löste, ist längst zusammengebrochen. Während die Warlords am Krieg verdienen, treiben sie ihr Volk in die Flucht – in die Nachbarländer Sudan und Uganda.

Im Nordwesten Ugandas liegt ein Ort, von dem nicht zuletzt Europa lernen kann, wie man mit Geflüchteten umgeht: Bidibidi. Einst nicht mehr als ein Dorf, etwa 30 Kilometer von der Grenze entfernt, entsteht hier derzeit das grösste Flüchtlingslager der Welt. Anders als viele Menschen in Europa denken, schaffen es die meisten afrikanischen Flüchtlinge nicht über das Mittelmeer, sondern bestenfalls in ein Nachbarland. 15,6 Millionen Menschen – jeder Vierte von mehr als 60 Millionen Flüchtlingen weltweit – fanden 2015 Aufnahme in einem der Staaten südlich der Sahara. In Europa waren es im selben Jahr knapp 1,2 Millionen.

So viele wie in Uganda allein. Doch während in den reichen EU-Staaten weiter über Aufnahmequoten gestritten wird, hat sich das Land mit einem Pro-Kopf-Monatseinkommen von 42 Euro bereit erklärt, Flüchtlingen vor allem aus dem Südsudan grosszügig Aufnahme zu gewähren – obwohl es dabei selbst an seine Belastungsgrenzen gerät.

### Raus aus der Abhängigkeit |

Bidibidi liegt inmitten sanft geschwungener Hügel und gleicht einem riesigen Dorf – trotz 270 000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Manche sitzen vor strohgedeckten Lehmhütten, auf der Strasse toben Kinder. Ein paar Familien, die schon länger da sind, bestellen bereits ihre Äcker. Neuankömmlinge zimmern sich Notunterkünfte. Noch verläuft hier alles geordnet.

«Das könnte sich schnell ändern», sagt Robert Baryamwesiga, der Bidibidi und die umliegenden Camps im Auftrag der Regierung in Kampala leitet. So sei

das Geld für die Versorgung schon jetzt knapp. «Und es könnte bald noch viel knapper werden», so Baryamwesiga. Sollte etwa US-Präsident Donald Trump wie angekündigt die Ausgaben für Entwicklungshilfe drastisch kürzen, wäre schnell Schluss mit Ugandas grosszügiger Flüchtlingspolitik: Laut UNHCR stammen rund 54 Millionen US-Dollar Soforthilfe aus den USA. Die EU gibt 4,4 Millionen.

Schnell raus aus der Abhängigkeit, lautet deshalb der Ansatz in Bidibidi. Anders als im kenianischen Dadaab, wo seit drei Jahrzehnten 300 000 Flüchtlinge am Tropf der Entwicklungshilfe hängen, setzt die ugandische Regierung auf Integration: Stella Akita und ihre Schwestern etwa haben das Recht, unmittelbar nach ihrer Registrierung eine Arbeit aufzunehmen. An der Hauptstrasse von Bidibidi sind Werkstätten entstanden, Kioske, Restaurants und Friseurläden. Familien erhalten Land zur eigenen Bewirtschaftung. Man sorgt vor – auch deshalb, weil die meisten südsudanesischen Flüchtlinge in Uganda bleiben werden, zumindest vorerst.

**Arme helfen Armen |** Das allerdings sorgt auch für Konflikte mit den Alteingesessenen, schliesslich lebt jeder Dritte der rund 34 Millionen Einwohner Ugandas in extremer Armut. Immer wieder gebe es Fälle von Bettelarmen, die sich aus lauter Verzweiflung in den Aufnahmelagern als Flüchtlinge ausgeben, erzählen Mitarbeiter von Hilfsorganisationen.

«Was ich von den Flüchtlingen halte?», fragt Addi Mahazin und rückt den Plastikstuhl vor seiner Hütte zurecht.

**Während die reichen EU-Staaten über Aufnahmequoten streiten, hat sich Uganda bereit erklärt, Flüchtlingen aus dem Südsudan grosszügig Aufnahme zu gewähren.**



«Nachts haben wir uns zum Schlafen in die Büsche geschlagen.» Links: Robert Mandela mit seinen Freunden Noel und Kenedy. Mitte: Bohnen- und Maisvorräte in Bidibidi. Rechts: Addi Mahazin und seine Familie vor ihrem Haus in Kowanga nahe des Flüchtlingslagers in Bidibidi.

Seit Generationen lebt die Familie des 57-Jährigen in Kowanga, einem Dorf in der Nähe von Bidibidi. «Das sind Nachbarn, keine Fremden», sagt er. Er könne sich noch gut an die späten 1970er und 1980er Jahre erinnern. «Früher rannten wir selbst um unser Leben wegen der politischen Unruhen in Uganda. Die Menschen im Sudan haben uns damals aufgenommen.»

**Gute Geschäfte** | Über den Hof laufen ein paar Hühner, Mahazin deutet auf eine kleine Baumplantage hinter dem Haus. «Alles Bauholz, das ich demnächst nach Bidibidi verkaufe», sagt er.

Bevor die Flüchtlinge gekommen seien, habe er seine Teakhölzer bis nach Yumbe oder noch weiter karren müssen – ohne dass ihm dort viel abgenommen worden wäre. Aber jetzt, wo in Bidibidi überall gebaut werde, erhoffe er sich gute Geschäfte – auch deshalb, weil durch die Flüchtlinge Hilfsorganisationen ins Land kommen und mit ihnen Gelder und Güter.

Das Aufnahmelager von Goboro am späten Nachmittag, zehn Kilometer von der südsudanesischen Grenze entfernt. Der Regen hat das im Wald gelegene Areal in eine Pfützenlandschaft verwandelt. Vier Zelte sind hier als Notunterkünfte



© Anne Achermann

hergerichtet, daneben eins für die Krankenversorgung sowie ein Küchenzelt und Zeltlatrinen. Busse stehen bereit, die die Neuankömmlinge nach einer warmen Mahlzeit und einer Nacht im Aufnahme-lager weiter nach Bidibidi bringen. Ein Junge in Shorts und Badelatschen springt über die Pfützen, in seiner Hand hält er ein glimmendes Stück Holz. «Zum Feuermachen», ruft er und deutet auf eines der Zelte. Dann muss er schnell weiter.

**Zurück will keiner** | Keine zehn Minuten später ist er wieder zurück. «Robert Mandela aus Yei», sagt er freundlich und streckt die Hand zur Begrüßung aus. Auf seinem viel zu grossen T-Shirt steht in weissen Lettern «Humans are so interesting». Sechs Tage haben er und seine beiden Freunde Noel und Kenedy

**«Das sind Nachbarn,  
keine Fremden. Früher rannten  
wir selbst um unser Leben.  
Die Menschen im Sudan  
haben uns damals auf-  
genommen.»**

von der Stadt im Südwesten Jubas gebraucht, um über die Grenze zu gelangen, erzählt der 14-Jährige. «Tagsüber sind wir durch die Hitze gelaufen. Am Wegesrand haben wir Mangos gepflückt und gegessen. Nachts haben wir uns zum Schlafen in die Büsche geschlagen.»

In Goboro sind die drei Jungen ohne Gepäck angekommen; ihre Eltern haben sie bereits bei Beginn des Kriegs im Südsudan 2013 verloren. Zurück wolle keiner von ihnen, sagt Robert. Ihm beipflichtend schütteln die beiden anderen die Köpfe. Was er sich von Uganda erhoffe? Etwas zu essen, Gesundheit und eine Schule, damit später etwas aus ihm werde. Und in Freiheit leben wolle er auch, um die Angst loszuwerden und die Erinnerungen an den Krieg auf der anderen Seite der Grenze. |

# Kampf gegen Kraken

**In den Tiefen des Pazifiks soll bald Bergbau betrieben werden – allen ökologischen und sozialen Risiken zum Trotz. Es ist ein Experiment mit offenem Ausgang, doch der Widerstand in Papua-Neuguinea wächst.** Text und Bilder von Daniel Rössler

Es gibt nicht vieles, das dem alten Tarok Angst macht. Er kennt das Meer. Er weiss, wo die Wellen brechen, wie die Haie jagen und wann die Stürme kommen. Tag für Tag, Jahr für Jahr, ein ganzes Leben hat er mit dem Ozean verbracht, und er hat ihn zu verstehen gelernt. Doch jetzt, nach all den Jahren auf dem Wasser, sitzt er auf seinem kleinen Auslegerkanu und blickt ratlos in die Fluten. Dort unten, am Grunde des Pazifiks, geht etwas Seltsames vor sich. Der alte Mann versteht sein Meer nicht mehr. Und er fürchtet sich um dessen Zukunft.

## Goldrausch am Meeresgrund |

Vor der Küste Papua-Neuguineas befindet sich ein Experiment in Vorbereitung. Weltweit erstmalig soll dort Tiefseebergbau betrieben, Tausende Meter unter der Meeresoberfläche nach Rohstoffen ge-

**Der alte Mann** versteht sein Meer nicht mehr. Und fürchtet sich um dessen Zukunft.



graben werden. Denn wo Eliuda Tarok, denn alle nur Tarok nennen, seine Netze auswirft, gibt es mehr als nur Fische. Gold, Silber, Kupfer, Zink – der Boden des Pazifiks gleicht einer riesigen Schatzgrube, gefüllt mit mehr als 300 Millionen Tonnen Metall. In Zeiten, in denen die Nachfrage nach Rohstoffen immer grösser und deren Abbau an Land immer aufwendiger und teurer wird, wittert die Industrie in den Tiefen des Ozeans ein ausserordentliches Geschäft. Es ist in greifbare Nähe gerückt, denn die technologischen Entwicklungen der vergangenen Jahre haben aus der ehemaligen Utopie ein scheinbar rentables Geschäftsmodell gemacht. Ob es sich wirklich rechnet – und wenn ja, um welchen Preis –, das weiss derzeit aber noch niemand. Weder ist die technische Machbarkeit bewiesen, noch herrscht gesichertes Wissen über die ökologischen und sozialen Auswirkungen, die das Abenteuer am Meeresgrund mit sich zu bringen droht. Trotzdem soll es gewagt werden – in der Bismarcksee, zwischen den papua-neuguineischen Inseln Neuirland und Neubritannien, nur 30 Kilometer von Taroks Heimatdorf entfernt. Während andernorts noch über Umweltverträglichkeit und gesetzliche Rahmenbedingungen des «Seabed Minings» diskutiert wird, werden hier bald die ersten Maschinen in Stellung gebracht.

## Profitabel und hochriskant |

Tarok hat Bilder von ihnen gesehen, und er runzelt noch heute die Stirn darüber.

«Sie sehen aus wie weisse Kraken», sagt er, und es liegt Sorge in seiner Stimme. Denn die «Kraken» sind gross – bis zu 16 Meter lang, 8 Meter hoch und 250 Tonnen schwer –, und niemand hat ihm oder den anderen BewohnerInnen seines Dorfes bisher erklären können, was genau sie am Meeresboden tun werden. Sie könnten viel Staub aufwirbeln, befürchten Forscher und Aktivistinnen, und das Leben sowohl unter als auch über der Wasseroberfläche massiv beeinträchtigen. Gesteuert werden sie von Nautilus Minerals, einer in Kanada notierten Aktiengesellschaft mit Mehrheits-eignern aus Russland und dem Oman. Vor einigen Jahren hat das Unternehmen hier in 1600 Meter Tiefe enorme Sulfidschichten entdeckt, jetzt will es sich mit seinen drei Unterwasserrobotern an deren Bergung machen. 2,3 Millionen Tonnen Erze sollen die Maschinen im Rahmen des Pilotprojekts Solwara 1 zu Tage fördern, und der Welt damit zugleich die Machbarkeit des Tiefseebergbaus demonstrieren. Es ist eine profitable, aber hochriskante Beweisführung – und sie findet in Tiefen statt, die weder wissenschaftlich noch juristisch ausgeleuchtet sind. In Papua-Neuguinea gibt es kein Gesetz für den neuartigen Bergbau, ihre 13 Erkundungslizenzen an Nautilus hat die Regierung auf Basis der bestehenden Bergbaugesetze an Land vergeben. Die Kriterien für die Umweltverträglichkeitsprüfung, an die die Ausstellung einer Abbaugenehmigung geknüpft ist, entwickelte das Unternehmen wegen der Absenz eines bestehenden Regelwerks gar selbst mit. Dass die Prüfung 2009 bestanden und Solwara 1 für 20 Jahre genehmigt wurde, überrascht nicht – umso

Daniel Rössler ist in der Entwicklungszusammenarbeit und als Autor tätig, derzeit in Papua-Neuguinea.



**Tarok mit Dorfkindern.** Wird das Meer für sie noch nutzbar sein, wenn sie erwachsen sind?

weniger, als der Staat selbst mit 15 Prozent an der Unternehmung beteiligt ist. Das Versuchsfeld der neuen Industrie befindet sich nicht nur in einer der sensibelsten Meeresregionen, sondern auch in einem der ärmsten und korruptesten Ländern der Erde. Ist das ein Zufall? Tarok schüttelt den Kopf. Es ist fast dunkel, als er sein Boot aus dem Wasser und in den Sand von Neuirland zieht, aber den Ärger in seinem Gesicht kann man noch erkennen. «Wieso probieren die weissen Männer ihre Geräte nicht bei sich zuhause aus? Sie haben doch selbst ein Meer.» Der alte Mann lacht grimmig, er kennt die Antwort wohl allzu gut. Es ist nicht das erste Mal, dass in Papua-Neuguinea Geschäfte auf dem Rücken der indigenen Bevölkerung abgewickelt werden.

**Unsichtbarer Landraub** | Während in den Finanzabteilungen internationaler Minenkonzerne bereits Gewinnprojektionen an die Wand gebeamt werden, sorgt man sich in Neuirland um die Kosten: Einzigartige Ökosysteme drohen zerstört, Ernährungsketten kontaminiert, Wasser und Strände verschmutzt zu werden. Für eine Gesellschaft, die traditionell vom Fischfang lebt, wären diese Auswirkungen existenzbedrohend. In den betroffenen Gemeinden mehrtsich

deshalb die Furcht vor den wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Folgen des Vorhabens, und zunehmend formiert sich der Widerstand dagegen. Die Gegner und Gegnerinnen wehren sich mit Demonstrationen und gerichtlichen Eingaben, und ihren Protest haben sie längst von den Küstenstreifen in das ganze Land getragen. So wie Tarok fragen sich immer mehr Menschen, warum der Tiefseebergbau ausgerechnet in ihren Gewässern stattfinden muss – und wieso sie nicht dazu gefragt wurden. Nach der papua-neuguineischen Verfassung stehen der Bevölkerung absolute Nutzungsrechte auf Land, Flüsse, Seen und Meeresgebiet zu, und diese Rechte gelten auch für die Böden dieser Naturflächen. «Was hier vor sich geht, ist ein unsichtbarer Landraub», sagt Natalie Lowrey von der Deep Sea Mining Campaign. Die australische Umwelt- und Menschenrechtsaktivistin sieht durch Solwara 1 die UN-Deklaration über die Rechte indigener Völker verletzt und das Prinzip einer freien, vorab durchgeführten und auf Information basierenden Zustimmung ignoriert. «Weder Nautilus noch die Regierung haben diese Zustimmung jemals eingeholt. Sie haben die Bevölkerung konsultiert, aber sie haben sie niemals um ihr Einverständnis gefragt.» In Ta-

roks Hütte würden sie es mit Sicherheit nicht erhalten. Zu später Stunde sitzen dort die Männer des Dorfes um ein Feuer, die Luft ist erfüllt von Rauch und Zorn. «Wir wollen Solwara 1 nicht», sagt ein junger Mann mit Betelnuss im Mund. «Und Solwara 6 und 8 und 12 auch nicht.» Insgesamt 500 000 Quadratkilometer Ozean deckt Nautilus mit seinen Erkundungslizenzen ab – das entspricht der Fläche aller südpazifischen Staaten gemeinsam –, und die Pläne für die weitere Ausbeutung harren längst in den Schubladen. Sollte der Test in der Bismarcksee gelingen, wäre der Industrialisierung des Meeresbodens der Weg geebnet. «Solwara lässt sich nicht zerstücken», schimpft der junge Mann und spuckt seine Nuss ins Feuer. Tarok sagt nichts mehr. Er hat seinen schlafenden Urenkel auf seinem Schoß und blickt aus dem Fenster. Als «Solwara», das «salzige Wasser», wird in Papua-Neuguinea das Meer bezeichnet. Tarok kann es in der Dunkelheit nicht mehr sehen, aber er kann es hören. Er kennt das Geräusch. Hier wird es noch ein Unwetter geben. |

# Im Namen von Dublin

Die Schweiz hat versprochen, bis Ende 2017 freiwillig 1500 Flüchtlinge aus Italien und Griechenland aufzunehmen. Eine grosszügige Geste? Nein, denn gleichzeitig schaffte die Schweiz mehr als doppelt so viele Asylsuchende in die beiden überlasteten Länder zurück – mit dramatischen Folgen. Von Manuela Reimann Graf

In der Asyldebatte gibt es kaum ein Reizwort, das so viel Kritik hervorruft wie die sogenannte Dublin-Verordnung. Sie regelt die Aufnahme von Flüchtlingen in Europa und schreibt vor, dass im Normalfall derjenige Staat für einen Asylantrag zuständig ist, in dem ein Flüchtling erstmals europäischen Boden betreten hat. In der Regel sind dies Länder an den Aussengrenzen Europas, wie Italien, Griechenland oder Ungarn. Auch die Schweiz beteiligt sich an der Dublin-Verordnung und profitiert dabei gewaltig von ihrer geografischen Lage als Binnenland: Die meisten Asylsuchenden, die in die Schweiz kommen, können zurückgeschickt werden, da sie zuvor ein anderes Dublin-Land betreten haben.

Die Schweiz brüstet sich immer wieder ihrer humanitären Tradition. Daher sollte man erwarten, dass sich die Schweiz in Härtefällen grosszügig zeigt. Zum Beispiel wenn eine Dublin-Rückführung eine Familie auseinanderreißen würde oder wenn eine asylsuchende Person dringend medizinisch behandelt werden muss. Die Dublin-Verordnung kennt für solche Fälle die sogenannte Souveränitätsklausel: Ein Dublin-Staat kann aus humanitären Gründen ein Asylverfahren einleiten, auch wenn eigentlich ein anderes Land zuständig wäre.

Doch die Schweiz wendet diese Klausel höchst selten an. «Die Schweiz ist dasjenige Land in Europa, das zwischen 2009 und 2016 am meisten Dublin-Überstellungen vorgenommen hat», sagt Cyrielle Huguenot, Campaignerin für Asyl und Migration bei Amnesty Schweiz. «Mehr als 25 000 Personen wurden in

dieser Zeit in andere europäische Länder zurückgeschickt. Das sind mehr als 13 Prozent aller Asylsuchenden, die in die Schweiz gelangt sind.» Im Gegenzug hat die Schweiz in derselben Zeit nur 4443 Personen aus anderen Staaten übernommen. Im Vergleich: Deutschland schickt nur 3 Prozent der Asylsuchenden in andere europäische Länder zurück.

**Abschreckung als Methode** | Im Herbst 2015 hatte die Schweiz beschlossen, sich am ersten europäischen Programm zur Aufteilung von Asylsuchenden zu beteiligen. Der Bundesrat sagte damals zu, 900 Personen aus Italien und 600 Personen aus Griechenland aufzunehmen, um diese beiden Länder zu entlasten. Ende Mai 2017 meldete das Staatssekretariat für Migration, dass bereits 605 Personen aus Italien in die Schweiz eingereist seien. Was dabei unter den Teppich gekehrt wurde: Mehr als dreimal so viele Menschen hat die Schweiz im selben Zeitraum nach Italien zurückgeschickt.

«Diese äusserst strenge Anwendung der Dublin-Verordnung hat meines Erachtens die klare Absicht, die Flüchtlinge von der Einreise in die Schweiz abzuschrecken und die Schweiz weniger attraktiv zu machen», sagt Denise Graf, Asylrechtsexpertin bei Amnesty Schweiz. «Die Botschaft ist klar: Wenn ihr via ein Dublin-Land in die Schweiz kommt, habt ihr keine Chance, hier Asyl zu finden. Das Problem ist dabei, dass Flüchtlinge, die dringend Schutz benötigen, somit in einem langwierigen Rückführungsverfahren hängenbleiben, statt dass die Schweiz

ihr Asylgesuch annimmt.»

Besorgniserregend ist insbesondere, dass die Schweiz Personen auch in Länder wie Ungarn oder Bulgarien zurückschickt, wo die Aufnahmebedingungen besonders schlecht sind und Flüchtlinge häufig illegal abgeschoben werden. Ungarn hat im März 2017 als neueste Abschreckungsmassnahme die Internierung sämtlicher Asylsuchender in Transitzone verhängt. Damit war der Bogen überspannt: Am 31. Mai urteilte das Bundesverwaltungsgericht, dass das Staatssekretariat für Migration Asylsuchende nicht mehr nach Ungarn abschieben darf.

Aber auch Rückführungen in andere Länder sind oft höchst bedenklich. Italien ist angesichts der grossen Zahl an Flüchtlingen längst nicht mehr in der Lage, allen Asylsuchenden eine angemessene Unterkunft und ein korrektes Verfahren zu gewährleisten. Dies gilt insbesondere für verletzte Personen wie Familien mit kleinen Kindern, Schwangere und Kranke. «Die Schweiz schickte 2016 beispielsweise über 40 Familien nach Italien zurück», sagt Cyrielle Huguenot. «Der Informationsaustausch zwischen den Schweizer und den italienischen Behörden funktioniert nicht ausreichend. So wurde beispielsweise einer schwangeren Frau, die nach Italien zurückgeführt wurde, dort beschieden, dass sie selbst für eine Unterkunft sorgen müsse – die italienischen Behörden waren über die Schwangerschaft nicht im Bilde.»

Mehr zur Kritik an der Dublin-Verordnung sehen Sie im Video auf <http://bit.ly/Dublin-Verordnung>

## Zurück ins Ungewisse



© muelleretolf.ch, Quelle: Staatssekretariat für Migration, in Zusammenarbeit mit Vivre Ensemble.

Die Karte zeigt, wie viele Flüchtlinge die Schweiz 2016 im Rahmen der Dublin-Verordnung in andere europäische Länder zurückgeschickt und wie viele sie aus diesen Ländern aufgenommen hat.

# Flucht ins Private

**In Trumps USA ziehen sich immer mehr eingewanderte Latinos aus dem öffentlichen Leben zurück. Sie haben Angst, inhaftiert und abgeschoben zu werden.** Von Arndt Peltner

Die ersten Besucherinnen und Besucher sind schon um neun Uhr vor der unscheinbaren Halle im Industriegebiet von San José eingetroffen. Fein gekleidet, mit Blumensträußen in den Händen. Meist finden hier Hochzeiten, Geburtstage und Jubiläen statt. An diesem Tag aber begehen gleich mehrere katholische Latino-Gemeinden aus der San Francisco Bay Area eine Feier zu Ehren des Apostels Petrus. Eine Blaskapelle spielt auf, die Gläubigen ziehen in einer Prozession in die Halle ein.

Der katholische Geistliche Jon Pedigo hält die Predigt auf Spanisch: «Diese Woche haben wir Politiker gesehen, die behaupten, Jesus zu lieben, ihn aber eigentlich hassen», sagt er und zitiert aus der Bibel: «Wenn du mich liebst, dann kümmer dich um die Schwächsten der Schwachen», habe Jesus zu Petrus gesagt. Das bedeute aber, dass man keine Mauer baue, Immigranten nicht ihrer Rechte beraube und 23 Millionen Menschen um ihre Krankenversicherung bringe. «Und wenn doch, kann man sich nicht hinstellen und behaupten, man liebe Jesus.»

Die Predigt kommt gut an bei den etwa 200 Gläubigen, die nach Halt suchen in kritischen Zeiten. Die Sorge, dass ihre Familien durch die Politik von Präsident Donald Trump auseinandergerissen werden, treibt viele Menschen in San José um. Auch Rosa Valez. Vor zwölf Jahren kam sie mit vier Kindern aus dem mexikanischen Guadalajara in die USA – ohne Papiere. «Ich habe Angst, denn jeden Augenblick könnten die ICE-Mitarbeiter mich mitnehmen», sagt die Mittfünfzi-

gerin. ICE steht für Immigration and Customs Enforcement, die US-Bundespolizei für Grenzschutz, Zoll und Einwanderung.

**Schutz in der Zukunftsstadt** | Weil die lokalen Behörden San José zur Zufluchtsstadt (Sanctuary City) erklärt haben, hält sich dieses Risiko bislang in Grenzen. Denn wie auch in anderen Zufluchtsstädten unterstützt die örtliche Polizei den Grenzschutz nicht bei der Suche und Festnahme von Eingewanderten ohne gültige Aufenthaltspapiere. Der legale Status wird bei Kontrollen nicht abgefragt; die Kinder der Eingewanderten können problemlos die öffentlichen Schulen besuchen.

Doch die Regierung in Washington hat den Zufluchtsstädten den Kampf angesagt. Unmittelbar nach seinem Amtsantritt unterzeichnete Trump eine Anordnung, die den Städten mit der Streichung von Geldern droht, sollten sie ihre Unterstützung irregulär Eingewanderter fortsetzen. Justizminister Jeff Sessions lässt derzeit prüfen, wie man die Kommunen zum Aufgeben zwingen kann. Obwohl einige Städte, darunter San Francisco, Oakland und San José, erfolgreich gegen die Anordnung geklagt haben, gibt Trump nicht auf – mit dramatischen Folgen für Millionen Menschen, die in Ungewissheit leben müssen.

**Nur mit Visum** können viele Saisonarbeiter dieses Jahr einreisen.

Vanessa Sandez arbeitet als Lehrerin in einer Schule für gehörlose Kinder. «Viele Eltern schicken ihre Kinder nicht mehr in den Unterricht, aus Angst, auf der Strasse aufgegriffen zu werden», berichtet sie. «Ihr Sozialleben beschränkt sich auf die eigenen vier Wände.» Vom Rückzug ins Private als Schutz vor den Behörden ist in diesen Tagen viel die Rede. So zeigten Eingewanderte ohne Papiere Straftaten in ihrer Nachbarschaft nicht mehr an und gingen nur noch in äussersten Notfällen zum Arzt. Aus Angst, in die Mühlen der amerikanischen Abschiebebürokratie zu gelangen.

Ben Daniel sieht die Gefahr und versteht, warum sich viele MigrantInnen nun passiver verhalten. Er ist Pastor an der Presbyterian Church von Montclair, einem Stadtteil von Oakland. Er verweist auf ein staatliches Programm für irregulär Eingewanderte, die bereits als Kinder mit ihren Eltern ins Land kamen (Deferred Action for Childhood Arrivals, DACA). Unter Trumps Vorgänger Ba-

© Lucy Nicholson / Reuters



rack Obama verabschiedet, feierten viele Mitglieder der Latino-Community dieses Programm als wichtigen Schritt zu ihrer Legalisierung. Zahlreiche junge Erwachsene folgten dem Aufruf, sich bei den Behörden registrieren zu lassen und dafür ein Aufenthalts- und Arbeitsrecht zu erhalten.

**Misstrauen und Widerstand** | Unter Trump freilich zeigen sich die Schattenseiten dieses Prozesses, sagt Pastor Daniel, da die Behörden nun wüssten, wo diese Menschen leben und arbeiten. Da die Regierung in Washington erklärt habe, DACA nicht anzuerkennen, drohe vielen nun die Abschiebung. «Es ist nur zu verständlich, dass sie der Regierung nicht mehr glauben. Sie wurden hinters Licht geführt.»

Die Kirche in Montclair ist Teil eines Netzwerkes von mehr als dreissig Glaubensgemeinschaften in der East Bay, darunter christliche, jüdische, muslimische und buddhistische, das bereits seit den

## «Viele Eltern schicken ihre Kinder nicht mehr in den Unterricht, aus Angst, auf der Strasse aufgegriffen zu werden.»

frühen 1980er Jahren Flüchtlinge aus Mittelamerika unterstützt. Tausende Menschen aus Honduras, El Salvador und Guatemala flohen damals vor den Bürgerkriegen in ihren Ländern – abgerissen ist die Flucht in die USA seither nicht.

Die Bereitschaft, auf allen Ebenen zu helfen, ist mit der Wahl Trumps deutlich gestiegen. In Gotteshäusern und auf den Strassen wächst der Widerstand gegen eine Politik, die Mexikaner als «Vergewaltiger», «Drogendealer» und «Kriminelle» abstempelt und Flüchtlingen aus Krisen- und Kriegsgebieten aufgrund ihrer Hautfarbe und ihres Glaubens die Einreise in die USA verwehrt.

Wie sich das langfristig auf die Immigration auswirken wird, weiss keiner genau zu sagen. Auch nicht mit Blick auf

die Landwirtschaft, in der viele der irregulär ins Land gekommenen Menschen arbeiten. In Ventura County, nördlich von Los Angeles, gab es bislang nie Probleme, die Jobs auf den Feldern zu besetzen. Schon im Februar kamen früher viele Mexikanerinnen und Mexikaner über die Grenze, um hier als Tagelöhner eine Handvoll Dollar zu verdienen. Doch in diesem Jahr war alles anders. Es standen vierzig Prozent weniger Arbeitskräfte als in den Vorjahren zur Verfügung, was dazu führte, dass FarmerInnen Anzeigen in Tageszeitungen schalteten und aktiv um PflückerInnen warben, um das Einbringen der Ernte nicht zu gefährden.

Dass sich kaum AmerikanerInnen auf die Anzeigen meldeten, war eingeplant. Denn nur dann, wenn es keine einheimischen Kräfte für die Feldarbeit gibt, dürfen die LandwirtInnen GastarbeiterInnen mit sogenannten H2-A-Visa aus dem Nachbarland anfordern. Das ist teurer für die Arbeitgebenden, da sie einen gesetzlich vorgeschriebenen Mindestlohn bezahlen müssen, der deutlich höher ausfällt als die sonst übliche Entlohnung. Auch für Unterbringung und Verpflegung müssen die FarmerInnen aufkommen.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sie bislang auf ArbeiterInnen ohne Papiere setzten, die bar bezahlt werden konnten. Doch damit scheint es nun vorbei zu sein. So brüstet sich die Trump-Regierung damit, die Zahl der irregulären Grenzübertritte seit Jahresbeginn um sechzig Prozent reduziert zu haben. Was für den Präsidenten zählt, sind Zahlen und Statistiken – nicht die Gründe für die Flucht und menschliche Schicksale. Die Mauer, zumindest die in den Köpfen, ist bereits errichtet. |



# AMNESTY-BOUTIQUE

Unsere Produkte werden nachhaltig,  
ethisch und ökologisch korrekt hergestellt.

**WEITERE ATTRAKTIVE PRODUKTE  
FINDEN SIE IN UNSEREM WEBSHOP  
SHOP.AMNESTY.CH**



## **NEU!** EINKAUFSBUTLER DELUXE

Robuster Chromstahlrahmen mit belastbaren Metallgelenken, 103 cm hoch, 19 cm grosse flüsterleise Leichtlaufrollen, schmale Laufspur (40 cm), doppelt zusammenklappbar, Tragkraft bis 40 kg! Box aus extrem robuster LKW-Plane, reiss- und wasserfest.

Art. 2300.036.D / Fr. 160.–

## WASSERKARAFFE

Edle Amnesty-Karaffe aus Recyclingglas, 0,7 l.

Art. 2300.033 / Fr. 30.–



## GYMBAG

100% Baumwolle, mit Reisverschlussfach innen.

Art. 2200.086 / Fr. 19.50.–



## TASCHENMESSER VICTORINOX

### Huntsman Lite

Mit 21 Funktionen.

Art. 2200.085.H / Fr. 63.–



### Sportsman

Mit 13 Funktionen.

Art. 2300.037.S / Fr. 19.–

## REGENSCHIRM

Stahlstock mit Doppelautomatik, Schirmdurchmesser offen: 97 cm.

Art. 2300.032 / Fr. 25.–



## ICH BESTELLE FOLGENDE ARTIKEL

Anzahl	Artikelbezeichnung	Grösse	Art.-Nr.	Preis

Name: \_\_\_\_\_ Strasse: \_\_\_\_\_

Ort: \_\_\_\_\_ E-Mail: \_\_\_\_\_

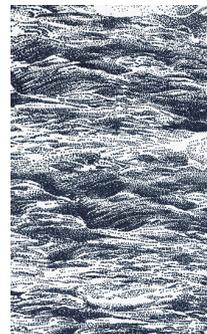
Tel.: \_\_\_\_\_ Unterschrift: \_\_\_\_\_

Mitgliedernummer / Kundennummer (wenn bekannt): \_\_\_\_\_

Mitglieder der Schweizer Sektion von Amnesty International erhalten 10 Prozent Rabatt auf Publikationen und Boutiqueartikel, mit Ausnahme der Kerzen.

Bestellungen an Amnesty International, Postfach, 3001 Bern, oder auf [shop.amnesty.ch](http://shop.amnesty.ch)

«Die Fotos, die wir auf der Reise gemacht hatten, sind Bilder, wie man sie aus den Medien kennt: dicht gedrängte Flüchtlinge auf seeuntauglichen Booten. Die Grafikerin Alina Günter hatte während der Planung des Buches Wellenbilder skizziert. Da war die Idee geboren: Die Zeichnungen zeigen eine ruhige See, die immer stürmischer wird. Am Ende wird das Meer wieder ruhig. Genau so hatte ich die Mission erlebt.»



## Mission Mittelmeer

**Noëmi Landolt, Redaktorin der Wochenzeitung WoZ, verbrachte letzten Herbst zwei Wochen auf dem Rettungsschiff Sea Watch 2 und half mit, Flüchtlinge aus dem Mittelmeer zu retten. Während ihres Einsatzes schrieb sie einen Blog, der nun als Büchlein herausgegeben wurde.** Von Manuela Reimann Graf

Noëmi Landolts Schilderungen über ihre Erlebnisse auf dem Rettungsschiff berühren. Der persönliche Stil des Textes zieht die Leserin mitten hinein in die humanitäre Katastrophe, die tagtäglich auf dem Mittelmeer stattfindet. KritikerInnen von solchen Rettungseinsätzen möchte man das Buch am liebsten als Zwangsektüre verordnen.

Im Interview spricht Noëmi Landolt über die Entstehung des Buches und wie es ihr seit ihrem Einsatz im Mittelmeer damit ergangen ist.

► **AMNESTY: Wie kam es zu Ihrem Einsatz auf der Sea Watch 2?**

◄ **Noëmi Landolt:** Ich arbeite schon länger zur Thematik der Migration nach Europa. Ich war zuvor nach Ungarn, Kroatien und Idomeni gereist, der Einsatz auf einem Rettungsschiff an der Aussengrenze auf dem Mittelmeer war quasi eine Fortführung dieser Arbeit. Da das Schiff über Internet verfügt, konnte ich einen Blog

schreiben, der direkt ins Web gestellt wurde. Das Schreiben brauchte allerdings einiges an Überwindung, da ich meist extrem erschöpft war. Gleichzeitig half es beim Verdauen des Erlebten.

► **Sie haben auf dem Schiff viel Schlimmes erlebt. Wie gehen Sie heute damit um?**

◄ Am Anfang hatte ich sehr Mühe und kämpfte mit Schlafproblemen. Es beschäftigt mich immer noch, zum Beispiel als ich an Ostern hörte, dass zwei zivile Rettungsschiffe so sehr überladen waren, dass sie selber in Seenot gerieten. Und wenn ich daran denke, wie viele Flüchtlingsboote nun auch im Winter in See gestochen waren; da stelle ich mir die Rettungsaktionen in der Nacht bei strömendem Regen vor. Dass die Situation noch schlimmer werden könnte, konnte ich mir damals überhaupt nicht vorstellen.

► **War es schwierig, für das Buch die Texte zu bearbeiten und sich dabei an die tragi-**

**schen Szenen wieder zu erinnern?**

◄ Es fiel mir sehr schwer, obwohl ich kaum etwas redigierte. Die Texte sollten ja in diesem unmittelbaren Blogstil bleiben. An Veranstaltungen kann ich zwar gut über die Ereignisse auf der Sea Watch erzählen. Aber beim Vorlesen habe ich seltsamerweise immer einen Kloss im Hals.

► **Würden Sie nochmals einen solchen Einsatz machen?**

◄ Alle anderen Crew-Mitglieder, die von Bord gingen, sagten damals, dass sie noch einmal mitgehen möchten. Und viele taten dies schon, zum Teil auch auf anderen Schiffen, was ich sehr bewundere. Ich habe aber schnell gewusst, dass ich das eher nicht mehr mache, ausser wenn sie dringend Freiwillige brauchen. Es war gut, dass ich mit dem Blog viele Leute berühren konnte. Aber ich bin einfach eine Landratte, eigentlich war ich ja die ganze Zeit seekrank. Ich denke, dass ich meine Fähigkeiten doch besser auf dem Land einsetzen kann. |



**Noëmi Landolt:**  
**Mission Mittelmeer.**

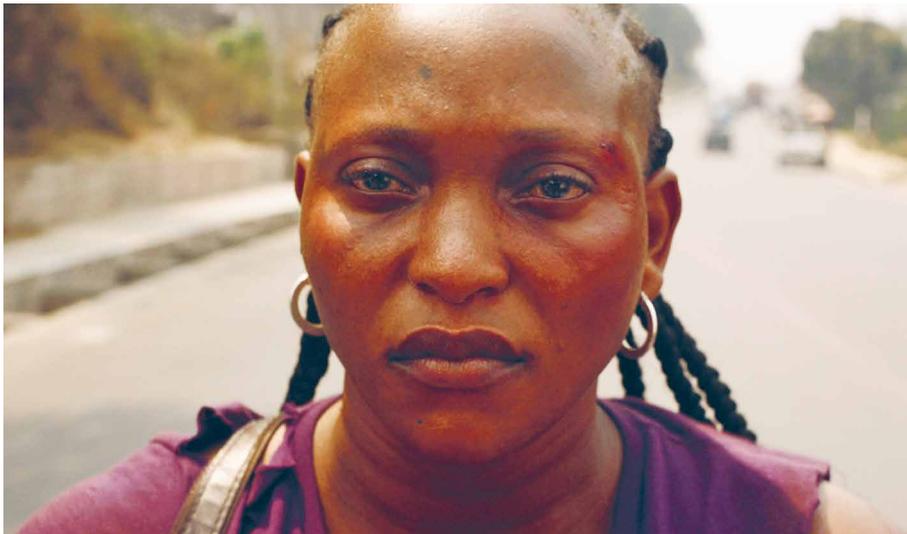
WoZ-Verlag, 2017.

Bestellbar unter:

[www.woz.ch/missionmittelmeer](http://www.woz.ch/missionmittelmeer)

# Flüchtige Momente des Glücks

«Félicité» von Alain Gomis überzeugte die Jury der diesjährigen Berlinale. Der Film zeigt den beharrlichen Kampf einer Sängerin um die medizinische Versorgung ihres verunglückten Sohnes in der Demokratischen Republik Kongo. Von Hannah El-Hitami



Ohne Gefühlsregung treibt Félicité das Geld für die Operation ihres Sohnes ein.

Ein paar Quadratmeter Kneipe in der kongolesischen Hauptstadt Kinshasa, eine schmale Nische Leben in der drückenden Nacht: Fragmente von Gesprächen über Liebe und Kummer, Betrunkenen torkeln, Frauen wählen ihre Liebhaber – über allem liegt die rhythmische Musik der Band und die kräftige Stimme der Sängerin Félicité. Im gleichnamigen Film von Alain Gomis bringt sie die Menschen bei Nacht zum Tanzen. Die Tage hingegen sind trist und träge, die Stadt von der Sonne bleich, Félicité stolz und allein.

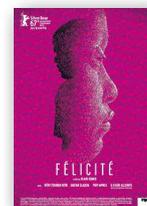
Bis ihr Sohn Samo einen Motorradunfall hat und dringend operiert werden muss. Ohne Anzahlung keine OP. «Hast du kein Geld, dann habe Freunde», lautet der trockene Kommentar ihres Kollegen. Félicité hat keins von beiden und

beginnt eine Tour durch die Stadt, um Geld bei alten Bekannten, Schuldnern und reichen Fremden einzutreiben. Mal zu Fuss, mal auf dem Roller, stets ohne jegliche Gefühlsregung. Félicité fordert, insistiert, zieht weiter, ohne ihre stoische Ruhe zu verlieren.

**Immer wieder die Musik** | Die Theaterschauspielerin und Sängerin Véro Tshanda Beya spielt ihre Figur eine ganze Stunde lang ohne ein einziges Lächeln. Das entlockt ihr erst der Trunkenbold und Kneipenstammgast Tabu, der den ewig kaputten Kühlschranks in ihrer Küche reparieren soll und ihr hin und wieder Liebesgedichte vorträgt. Als Sohn Samo aus dem Krankenhaus zurückkommt, ist es Tabu, der die Resignation des Jungen durchbricht, und für einen

kurzen Moment scheint die Dreierkonstellation eine Zukunft zu haben.

Der Film «Félicité» des französisch-senegalesischen Regisseurs Alain Gomis bietet sehr wenig von der im Titel erwähnten Glückseligkeit. Die Momente des Glücks sind flüchtig. Vollkommen ist eigentlich nichts im Leben der Protagonistin – aber es gibt Dinge, die funktionieren: eine dezente Liebesgeschichte, die feucht-fröhliche Rückkehr Samos aus dem Krankenhaus und jede Nacht die Musik, die Stimmung in der Kneipe. Immer wieder wird die Handlung unterbrochen vom Kinshasa Symphony Orchestra, das die Handlung wie der Chor im antiken Drama beobachtet und kommentiert. Die schnellen Rhythmen der Kneipenband wechseln sich mit den Geigen des Orchesters ab, die Realität des Films mit traumartigen, melancholischen Sequenzen: Félicité bei völliger Dunkelheit im Wald, im See, mit einem Okapi. Wenn auch – nicht nur optisch – unklar, stricken diese lautlosen Traumsequenzen zusammen mit den mal atemlosen, mal trägen Szenen des Films einen dichten, atmosphärischen Einblick in den Alltag einer Millionenstadt. Bei der Berlinale wurde Gomis' vierter Spielfilm mit einem Silbernen Bären ausgezeichnet. |



«Félicité». Von Alain Gomis.  
Demokratische  
Republik Kongo 2017.  
Kinostart 19. Oktober.

# WENN VIELES UNTERGEHT...



© Susann Stefanizen

**Peter Düggeli** ist  
USA-Korrespondent des  
Schweizer Fernsehens SRF.

Logisch, Donald Trump ist wichtig, als «leader of the free world», wie man hier in den USA pathetisch sagt. Und ja, er ist aussergewöhnlich, einige sagen unberechenbar, andere erkennen in ihm einen krankhaften Ego-manen. Und noch mal ja, er hat in den ersten fünf Monaten für unzählige Paukenschläge gesorgt.

Dazu kommt: Ein Sonderermittler untersucht mutmassliche Kontakte seines Wahlkampf-Teams mit Russland, und ermittelt wohl auch, ob Donald Trump die Justiz behindert hat.

All das ist viel, es ist gravierend, phasenweise intensiv und teilweise «breathhtaking». Viele Amerikaner wissen nicht mehr so recht, wo ihnen der Kopf steht. Sind erleichtert, wenn statt Politik Barbecue ansteht, das Baseball-Game oder die High-School-Graduation.

Aber all das ist eben nicht alles. Es überdeckt so vieles. Geschichten, die normalerweise tagelang die Schlagzeilen dominieren würden, verkommen zu Randnotizen, wenn überhaupt.

Amerikanische Journalistenkollegen bestätigen meinen Eindruck: Oft fehlen in diesen Tagen die Ressourcen, um ihre Rolle als vierte Gewalt im Staat wahrzunehmen, so viel gibt es gleichzeitig abzudecken. Oft fehlt schlicht die Zeit, Regierung und Parlament zur Rechenschaft zu ziehen für das, was sie tun, und für das, was sie nicht tun.

Ein Beispiel: Amerikas Strafsystem ist kaputt. Seit 1980 hat sich die Zahl der US-Häftlinge vervierfacht. Viele Häftlinge «sitzen» für relativ kleine Drogenvergehen jahrelang. Die Amerikaner machen 5 Prozent der Weltbevölkerung aus. Aber 25 Prozent der Inhaftierten weltweit sind in den USA hinter Gittern. Gegen Ende der Obama-Ära zeichnete sich eine Koalition von finanzkonservativen Republikanern und reformwilligen Demokraten ab, die das System grundsätzlich reformieren wollten. Das scheint ins Stottern geraten zu sein – genauso wie die kritische Berichterstattung darüber.

Ein anderes Beispiel: Seit 2009 hat das Justizdepartement 25 Untersuchungen gegen lokale Polizeibehörden aufgenommen. Einige brachten ernüchternde Fakten zu Tage, zum Beispiel in der Stadt Baltimore, wo systematischer Rassismus der Polizei nachgewiesen wurde. Der neue Justizminister Jeff Sessions will solche Ermittlungen wenn nicht ganz abschaffen, so zumindest massiv zurückfahren.

Ein weiteres Thema: Immigration und Präsident Trumps mutmasslich hartes Vorgehen gegen illegale Immigranten. Ist es wirklich extremer als das, was Obama gemacht hat? Der Ex-Präsident verfolgte ja auch einen harten Kurs. Dem einen oder anderen will ich nachgehen, trotz Russia-Gate und Twitter-News. Aber erstmal: Ferien in der Schweiz. |

**«GESCHICHTEN, DIE NORMALERWEISE  
TAGELANG DIE SCHLAGZEILEN  
DOMINIEREN WÜRDEN, VERKOMMEN  
ZU RANDNOTIZEN.»**



# HERBSTPROGRAMM KURSE

SICHERN SIE SICH IHREN PLATZ

Lernen Sie mit uns, wie Sie für Gerechtigkeit eintreten  
und Ihre Mitmenschen für Menschenrechte begeistern!  
In unseren Kursen argumentieren Sie gegen Diskriminierung,  
Sie zeigen Zivilcourage, Sie verteidigen die Privatsphäre –  
kurz, Sie überschreiten Grenzen.

Wir freuen uns auf Sie!

[WWW.AMNESTY.CH/KURSE](http://WWW.AMNESTY.CH/KURSE)

**AMNESTY  
INTERNATIONAL**



Schweizerisches Qualitätszertifikat für Weiterbildungsinstitutionen  
Certificat suisse de qualité pour les institutions de formation continue  
Certificato svizzero di qualità per istituzioni di formazione continua



**AMNESTY INTERNATIONAL** Schweizer Sektion  
Speichergasse 33 . Postfach . 3001 Bern  
T: +41 31 307 22 22 . F: +41 31 307 22 33  
[contact@amnesty.ch](mailto:contact@amnesty.ch) . [www.amnesty.ch](http://www.amnesty.ch)  
PC: 30-3417-8 . IBAN: CH52 0900 0000 3000 3417 8